20/1986 Preis 0,80 M

ISSN 0427 – 5217

FREIE Welt

Alarm vor Erdbeben?

Auf der Suche nach sicheren Prognosen

Christas Doppelleben

Die schnellste Frau auf Rad und Eis

Heiß gelötet, tief gekühlt

FREIE WELT
präsentiert ein
Markenzeichen:
FORONer Allerlei
für
jeden Haushalt

★ Inhalt

Wirtschaft
Markenzeichen FORON: Haushaltgeräte aus der DDR **Seite 4**

Bildbericht
Park des Lächelns in Wonsan, KDVR **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Die „harmonische Ehe" von Eis und Asphalt **Seite 16**

Natur und Umwelt
Ein Maulwurfsvetter, der das Schwimmen lernte **Seite 18**

Wissenschaft
Erdbebenprognose **Seite 20**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Anatoli Lunatscharski erinnert sich **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Kleinod Großer Moor, Schwerin **Seite 28**

Literatur
Poet auf Pirsch **Seite 30**

Volkskunst
Lettische Dainas **Seite 32**

Erzählung
Stefan Grabiński: „Ultima Thule" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen" **Seite 40**

Sommer-Preisausschreiben
Liste der Gewinner **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Porträt
Natalie Gellert aus Kasachstan – Deputierte des Obersten Sowjets der UdSSR und Kandidat des Zentralkomitees der KPdSU **Seite 46**

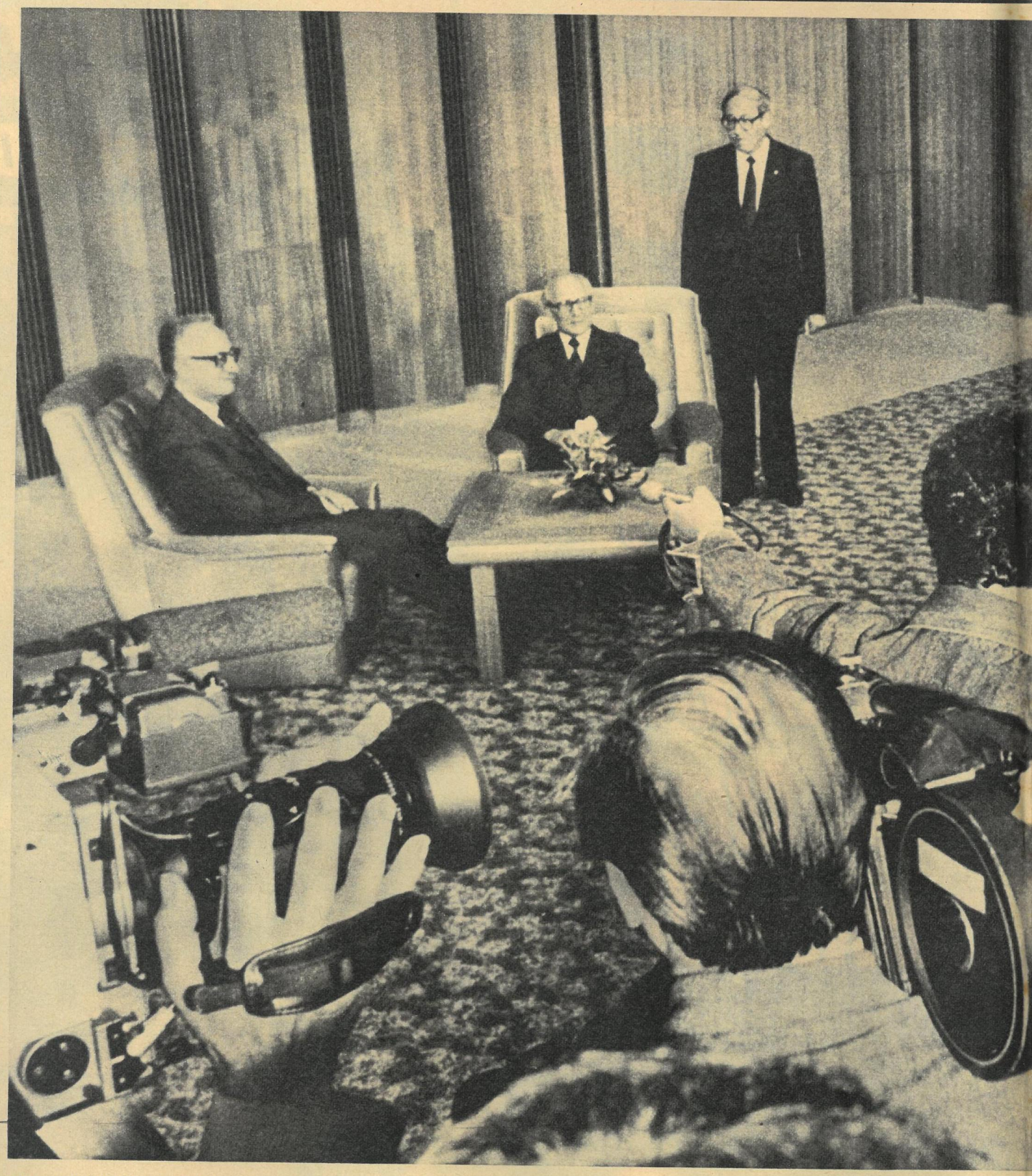
Bildende Kunst
Isaak Iljitsch Lewitan **Seite 52**

Stadtbild
Shanghai – eine Stadt der Superlative, VR China **Seite 54**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte Heiko Fiedler am Montageband im Kälteschrankwerk Niederschmiedeberg.

Redaktionsschluß für dieses Heft: 22. 9. 1986

★ Im Blickpunkt



Das Wort des Euripides bleibt aktuell

Eine gute Woche sind diese Fotos alt. Berlin, Potsdam, Buchenwald – der Präsident der Griechischen Republik Christos Sartzetakis besuchte unser Land. Der Ansturm der internationalen Presse ist vorüber. Fotos und Filme wurden in den Heimatredaktionen der Nachrichtenagenturen und Zeitungen ausgewertet. Die Kommentatoren haben die Tatsache gewürdigt, daß erstmals ein Staatsoberhaupt eines NATO-Landes die sozialistische DDR besuchte. Der Inhalt des Meinungsaustausches, den der erste Repräsentant unseres Staates, Erich Honecker, mit seinem Gast führte, bleibt auf der Tagesordnung, denn schon auf dem XI. Parteitag der SED hatte der Generalsekretär gesagt: „Die DDR wird sich weiterhin durch eine Politik des ergebnisorientierten, sachlichen Dialogs und der Zusammenarbeit für die Gesundung der internationalen Lage und die Rückkehr zur Entspannung einsetzen." Der Staatsbesuch hat bewiesen, daß dieser Weg nicht nur notwendig, sondern auch möglich ist. Ungeachtet der sozialökonomischen Unterschiede und der Zugehörigkeit beider Länder zu verschiedenen Bündnissystemen gibt es viele Gemeinsamkeiten im Ringen um Frieden und Fortschritt und gewichtige Gründe, die bilateralen Beziehungen weiter zu entwikkeln. „Den Krieg muß jeder kluge Mann vermeiden", an dieses Wort des großen griechischen Tragödiendichters

Euripides mußte ich denken. Dringend wie niemals zuvor ist dieses Vermeiden – heute im Atomzeitalter, wo Krieg und Frieden nicht nur eine Schicksalsfrage einzelner Länder ist, wo es um Leben und Tod der gesamten Menschheit geht. Verantwortung dafür und auch gemeinsame geschichtliche Erfahrungen bestimmten den Dialog. Unvergessen und mahnend der Widerstand, den aufrechte Deutsche und Griechen in ihren Ländern dem Faschismus entgegensetzten. Die beiden Repräsentanten, die sich gegenübersaßen, haben gleichermaßen Würde, Mut und Standhaftigkeit bewiesen. Der Kommunist Erich Honecker, von den Nazi-Barbaren ins Zuchthaus geworfen, der Antifaschist Christos Sartzetakis, der in seinem Land zum Symbol eines aufrechten Demokraten und unbestechlichen Juristen wurde. Nicht zu hoch deshalb der Anspruch, den sich beide Staatsmänner bei ihrer Begegnung im Amtssitz des Staatsrates gestellt hatten: Trennendes darf kein Hindernis sein, wenn es darum geht mitzuhelfen, das kostbarste Gut der Menschheit, den Frieden, zu erhalten. „Vordringlich, weil alles andere in Bewegung bringend, ist eine Vereinbarung zwischen der UdSSR und den USA über die Einstellung sämtlicher Nukleartests“, hatte Erich Honecker gesagt. Und als ermutigende Entscheidung sehen sowohl die DDR als auch Griechenland die mehrmalige Verlängerung des seit 1985 von der Sowjetunion einseitig praktizierten Moratoriums. Und die DDR begrüßt und unterstützt die Initiative der „Sechs“, der sechs Staaten, zu denen auch Griechenland gehört, unverzüglich ein vertragliches Verbot der Kerntests zu erreichen. Gemeinsamkeit gibt es in dem Bestreben, kernwaffenfreie Zonen in Mitteleuropa und auf dem Balkan zu schaffen. Beide betonten, daß staatsmännische Vernunft und Weisheit geboten sind, um Konflikt- und Spannungsherde in verschiedenen Teilen der Welt zu beseitigen. „Denn der Krieg ist kein Gesetz der Natur und der Frieden kein Geschenk“, heißt es in einem Gedicht aus unserer Zeit. Die beiden Repräsentanten ihrer Völker haben in diesem Sinne verhandelt. Gehandelt.

Ina Stritzke

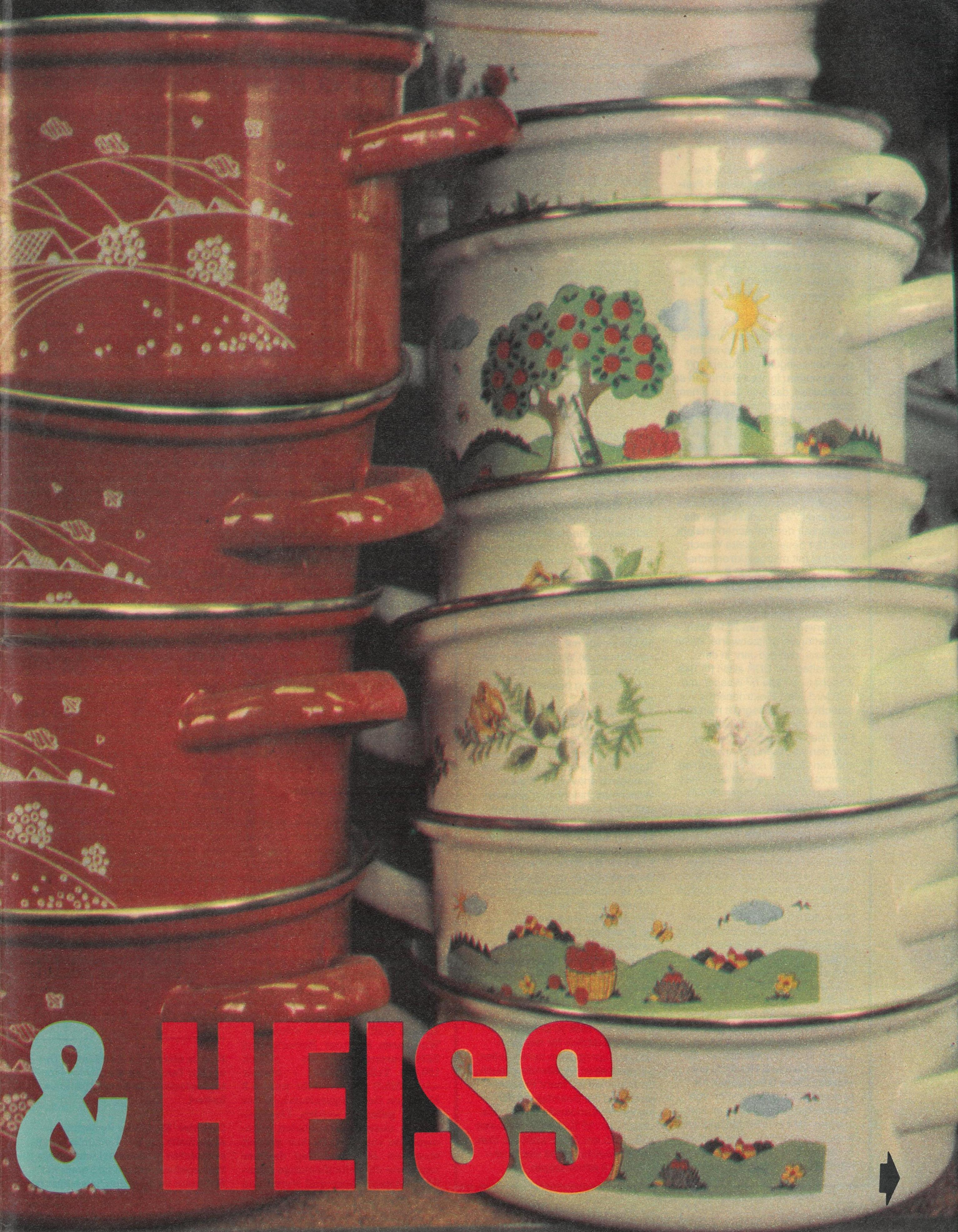
Foto: ZB/Busch, Hirndorf, Franke

FREIE WELT
stellt anerkannte Markenzeichen aus sozialistischen Ländern vor. Heute:
VEB Kombinat Haushaltgeräte Karl-Marx-Stadt unter dem Markenzeichen

FORON®

Stilleben im Musterraum eines Kochtopfproduzenten und eine Arbeitstaktstudie bei der Kühlschrankmontage. Begehrte Konsumgüter für jedermanns Küche.
Um den wachsenden Bedarf immer besser zu decken, werden sie in Großserien aufgelegt, 3000 Kälteschränke pro Tag, 8000 emaillierte Töpfe allein aus einer Werkhalle.
Das breite Sortiment, welches das Kombinat seinen Kunden bietet, umfaßt rund 10 000 Erzeugnisse. FREIE WELT-Reporter Wolfgang Scheel (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) machten für die Leser einmal den Topfkieker — zwischen Kühlschrank und Bratcomputer, zwischen ...

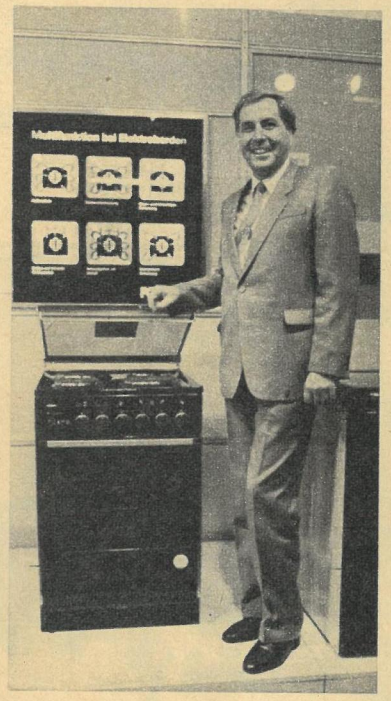
EIS


& HEISS

Das Wort des Generaldirektors

Dr. Wolf-Reiner Krannich, Studium an der Bergakademie Freiberg, Promotion an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, seit 1960 im Industriezweig, zuerst als Bereichsleiter im Emaillierwerk Lauter, seit 1980 Generaldirektor, Mitglied der Bezirksleitung der SED Karl-Marx-Stadt, 51 Jahre.

FW: Wie sehen Sie die Verantwortung Ihres Kombinats als wichtigen Konsumgüterproduzenten?
Dr. Krannich: In allen Betrieben so zu arbeiten, daß sich das in einem guten bedarfsgerechten Angebot in unseren Geschäften und im Export widerspiegelt. Es geht um Spitzenerzeugnisse und zugleich um ein volles Sortiment der unterschiedlichen Preisgruppen. Grundsätzlich sollen unsere Erzeugnisse durch ihren Gebrauchswert und ihre Zuverlässigkeit die Hausarbeit der Menschen erleichtern. Der neuentwickelte Waschautomat mit mikroelektronischer Steuerung ist dafür ein Beispiel. Er spart Zeit und Waschmittel, ist um 44 Kilo leichter, der Energieverbrauch sinkt um ein Drittel, der Wasserverbrauch um 22 Prozent. Internationale Spitzenwerte. Wenn man weiß, daß pro Jahr in den Haushalten der DDR allein für das Waschen 100 Mio m^3 Wasser und 1,76 Mrd. kWh Elektroenergie verbraucht werden, begreift man besser den Wert unserer Mühen.
FW: Wie kann man von Jahr zu Jahr den wachsenden Ansprüchen an Qualität und Stückzahlen gerecht werden, wie erreicht man dabei eine Erneuerungsrate von über 40 Prozent?
Dr. Krannich: Wir setzen langfristig auf die komplexe Erneuerung, das heißt auf die Entwicklung neuer und verbesserter Erzeugnisse und zugleich auf ihre Herstellung mit modernen Fertigungstechnologien. Nur so ist in der Massenproduktion ein zweistelliger Zuwachs möglich. Ein eigener leistungsfähiger Rationalisierungsmittelbau ist dafür unsere Basis. Und wir haben gute Verbündete, so in der TH Karl-Marx-Stadt, in der Bergakademie Freiberg und der Ingenieurhochschule Mittweida. Gemeinsam gelang es uns z. B., mikroelektronische Steuerungen für Waschmaschinen, Gefrierschränke und Herde zu entwickeln. Diese Baugruppen für eine völlig neue Generation von Haushaltgeräten werden im kommenden Jahr im VEB Maßindustrie Werdau produziert – der Computer für die Küche kündet sich an.
FW: Was beinhaltet der neue Ver-



trag, den das Kombinat mit der Technischen Hochschule abgeschlossen hat?
Dr. Krannich: Der neue Koordinierungsvertrag mit der TH Karl-Marx-Stadt soll uns weiterhelfen bei der schnellen Anwendung von Schlüsseltechnologien. Themen sind CAD/CAM-Techniken für das Metalldrücken, die rechnergestützte Formgestaltung, die Oberflächenveredlung, die Hartstoffbeschichtung und die weitere Automatisierung der Montage. Wir haben einiges erreicht. Jährlich 50 000 Herde mit Glasteilen sparen Tonnen an Walzstahl und bringen einen ästhetischen Gewinn. In diese Richtung müssen wir weitergehen.
FW: Und wie sehen Sie die internationale Zusammenarbeit?
Dr. Krannich: Sie ist einfach notwendig. Mit der ČSSR haben wir Ratiomittel für eine Geschirrfertigungslinie entwickelt. Unsere Waschmaschinenbauer arbeiten seit vielen Jahren eng mit ihren Partnern in Moldawien zusammen. Mit den Experten aus Tscherepowez knobeln wir über Aluminiumfritten für die Geschirrherstellung. Doch es bleiben genügend Reserven, um im Erfahrungsaustausch voneinander zu lernen.
FW: Apropos Reserven…
Dr. Krannich: Die wichtigste Reserve sind das Schöpfertum und der Fleiß aller Kombinatsmitarbeiter. Deshalb konnten wir im ersten Halbjahr auch u. a. 3000 Kühlschränke und 1600 Waschautomaten über den Plan liefern. Deshalb werden wir 1986 10 000 Doppelspülen zusätzlich für das Wohnungsbauprogramm bereitstellen. Sorgen haben wir allerdings auch. So brauchen wir mehr Produktideen und die Beseitigung der Mängel im Kundendienst-Service. Unser Ziel: 35 % aller Reparaturen außerhalb der Arbeitszeit der Kunden auszuführen und alle innerhalb von 6 Arbeitstagen.

… EIS & HEISS

Wir fuhren ins schön gelegene erzgebirgische Städtchen Lauter eigentlich wegen der Farbfotos auf unseren Seiten. So eine richtig bunte Emailtopf-Schau am Zweifarbautomaten schwebte uns vor. Doch in Lauter ist gerade Weiß in, in der ganzen Werkhalle Weiß, weil es die Kunden gerade so wollen. Darum das Stilleben auf der Vorderseite, um wenigstens andeutungsweise zu zeigen, wie farben- und dekorreich die Lauterer Emaillewaren sein können, wenn es von unserem Handel oder vom Einkäufer eines der zwanzig Exportländer gewünscht wird. Eine Tugend der Lauterer: schnelles Reagieren. Deshalb steckt man selbst in Übersee gern die Mittagszutaten in einen erzgebirgischen Chrometa-Topf.
Das Emaillieren ist schon seit jeher eine besondere Kunst. „Einen Alchimisten brauchte man dazu", meint der Laborchef Stephan Rau, „denn die Glasschmelze setzt sich aus rund 20 Rohstoffen zusammen. Wissenschaftliche Formeln gibt es dafür kaum. Die Erfahrung ist entscheidend, das Fingerspitzengefühl." Das haben sie. Gerade lösen sie eine bisher wichtige Zutat, nämlich eingeführten Quarzsand, durch heimisches Porzellanmehl ab. Und siehe da, das jetzige Email läßt sich fast noch besser auftragen. Ideen muß man haben. Perspektiven deuten sich an, sind doch die Lauterer nicht nur solide Topfmacher, sondern produzieren auch rund 500 000 emaillierte Doppelspülen jährlich.
Wir aber zogen weiter, um in drei anderen FORON-Betrieben nachzuschauen, wie heute Massenprodukte in immer höheren Stückzahlen und guter Qualität entstehen…

Jetzt geht es in Aue ums Messer

Die meisten von uns, die daheim ihren Tisch decken, greifen bei Messer und Gabel sicher zu der üblichen pflegeleichten Chrom-Nickel-Ausführung, die seit Jahren in verschiedenen Modellen im Geschäft angeboten wird. Manch anderer bevorzugt dagegen vielleicht den exquisiten Porzellangriff. Wer jedoch macht sich schon Gedanken darüber, wie Anno '86 die notwendigen Eßgerätschaften entstehen:
Nach einer bewährten traditionellen Technologie, nur schneller: Aber Löffel bleibt Löffel, und das Messer muß schließlich schneiden. Wir waren im Auer Besteck- und Silberwarenwerk, wo täglich 100 000 Teile (Gabeln – Messer oder Löffel) und im Jahr rund 4,2 Millionen Besteckgarnituren (4- bis 5teilig) gefertigt werden. Die meisten in unseren Schubladen stammen also von dort. In Aue grübelt man seit Jahr und Tag darüber nach, wie die zeitaufwendige Oberflächenbearbeitung und Veredlung der Besteckteile leichter und für den Betrieb rationeller zu gestalten ist. Und die Auer haben darüber nicht nur philosophiert.
Wir stehen vor einem Automaten, der die aus Stahlblechen geschnittenen Außenkonturen von Gabeln und Löffeln schleift und poliert. Die Maschine kann man als Laie nicht beschreiben, aber wir sehen, mit welcher Ruhe und Übersicht die Anlagenfahrer den Automaten beschicken und das bearbeitete Produkt wieder entnehmen. Das Schichtmaß: 35 000 Eßlöffel oder 50 000 Kaffeelöffel oder 30 000 Gabeln. Der Automat hat damit dem Handschleifer einen weiteren beschwerlichen Arbeitsgang abgenommen.
Es ist nicht der erste Automat, den die Auer entwickelt haben, aber der erste, der mikroelektronisch gesteuert wird. Verantwortlich dafür zeichnete ein Jugendforscherkollektiv. Eckhard Lange (38), Konstrukteur für Elektrotechnik, leitete es. Das Parteitagsobjekt funktionierte pünktlich zum XI. Eckhard Lange: „Das Schwerste war eigentlich die Entscheidung, auch bei uns auf die Mikroelektronik zu setzen. Vor drei Jahren bedeutete das noch Mut, Risikobereitschaft. Solche Steuerung kostet immerhin 'ne Stange Geld. Und wir mußten erst mal nebenbei ein Jahr lang auf die Schulbank, vom Studium her war da noch nichts. Unsere Leiter aber stärkten uns den Rücken. Die Arbeitsphase war zwar aufregend, mit vielen Feierabendstunden verbunden, aber immer motivierend. Schließlich ging es um eine Lösung, die es vorher nicht gab. Das stärkt das Selbstbewußtsein. Alle technologischen Parameter, die Bearbeitungszeiten der einzelnen Modelle sind heute von uns programmiert, damit sind die Umrüstungszeiten verkürzt und die Nacharbeit um die Hälfte gesenkt. Die Gemeinschaftsarbeit von Anlagenfahrer und Konstrukteur zahlte sich für beide aus. Und von den Elektrikern weiß ich, daß zwei von ihnen jetzt in der Freizeit an Heimcomputern bauen."
Eines ihrer Probleme haben die Auer damit ausgezeichnet gelöst. Doch sie wollen weiter. Der Konstrukteur und APO-Sekretär Stefan Zimmermann sagt uns: „Solange es im Betrieb noch schwere Handarbeit gibt, dürfen wir nicht ruhig bleiben. Gerade dort müssen wir

Rechts oben: Pausenträume – bevor der Takt in der Verdichter-Montage wieder volle Konzentration erfordert.

Darunter: Modernes Vexierbild – Ausschnitt aus der Tiefkühlschrankproduktion in Niederschmiedeberg. Spritzgußautomaten im Verein mit Robotern fertigen den Inneneinsatz.

Messemuster aus der reichhaltigen FORON-Palette

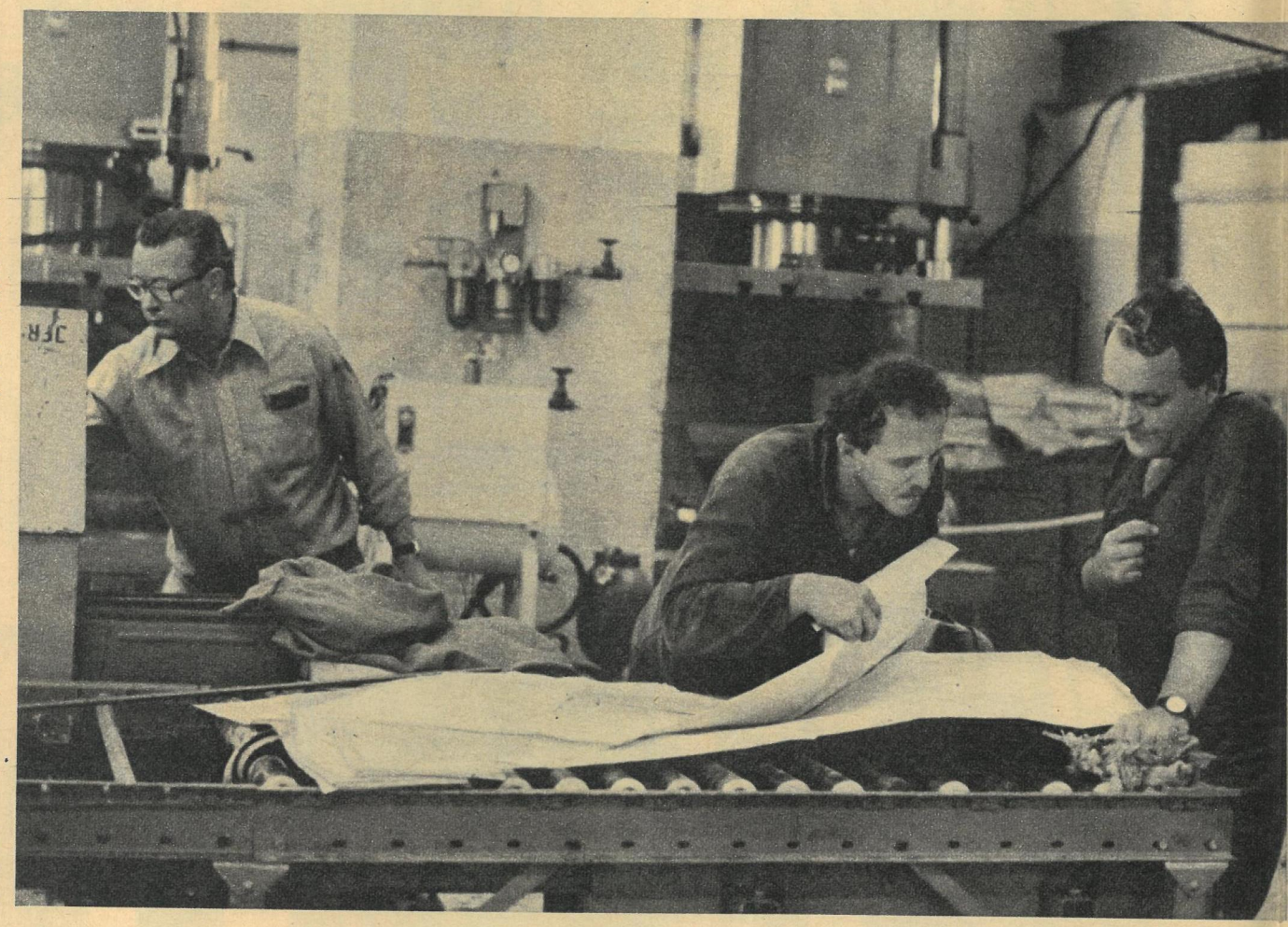
Umbau in Lauter: Zwei Roboter sollen demnächst mithelfen, mehr Doppelspülen zu produzieren.

... EIS & HEISS

Konstrukteuren. Aber jetzt gilt es, jetzt muß er Farbe bekennen, Leistung bringen, wenn die Brigade ihre Ziele erreichen will. Die „Titows" wissen, daß ihnen seine elf integrierten, automatischen Stationen kraftaufwendige komplizierte Montagearbeiten abnehmen, daß er acht Arbeitskräfte freisetzt, die dringend für andere Aufgaben gebraucht werden, daß sie auch nicht mehr sklavisch an den bisherigen Taktzwang von 29 Sekunden gebunden sind. Eine große Arbeitserleichterung, wenn man bedenkt, daß täglich mehr als 5000 Kälteverdichter durch ihre Hände gehen. Die Maschine kann viel, fügt auch kleinste Teile millimetergenau zusammen. Aber daß ihr Zehn-Sekunden-Takt fehlerfrei funktionieren kann, darüber entscheiden nach wie vor die „Titows", die mit ihren Handgriffen das Material in Position bringen. Dieses Zusammenspiel mit dem schnellen Automaten ist jedoch noch ungewohnt für die Mechaniker. Deshalb ihre innere Unruhe, deshalb in manchem Gesicht leichte Skepsis. Es geht ums Vertrauen – zur neuen Technik und in die eigenen Fähigkeiten. Sie haben sich darauf vorbereitet. Gerade die jüngeren, wie der 20jährige Mechaniker Axel Peinelt und Nguyen Thi An, eine von elf vietnamesischen Facharbeiterinnen in der Brigade, wollten es wissen. Dennoch bleiben Fragen: Werden sie auch mit den Automaten ihre knappe Fehlerquote um ein Prozent herum halten können? Die Maschine erkennt doch nicht so wie das menschliche Auge einen Materialfehler? Ist in den zuliefernden Bereichen des Werkes schon jedem klar, daß bei der automatischen Produktion die Anforderungen an die Qualität enorm wachsen?...

Der Verdichter, bestehend aus rund 40 Einzelteilen und mit einem Motor von 170 bis 190 Watt ausgelegt, ist das Herzstück jedes Kälteschranks. Er sorgt für den notwendigen Kühleffekt – der Scharfensteiner nachgewiesenermaßen fünfzehn bis zwanzig Jahre lang. 1,5 Millionen Verdichter produzieren sie im Jahr. Fast zwei Drittel brauchen die beiden betriebseigenen Kälteschrankwerke in Niederschmiedeberg. Die anderen sind ebenfalls begehrt, auch im Export, beispielsweise für das Minsker Kühlgerätewerk. Solche Größenordnung verlangt einfach eine modern organisierte Massenfertigung. Die Mikroelektronik kommt dafür wie gerufen. Nur, man muß sie klug einsetzen, richtig beherrschen lernen. Scharfenstein baut ein neues Verdichterwerk. Aber darauf warten würde Zeitverlust bedeuten. Deshalb die neue Anlage in der musealen 100jährigen Fabrikhalle.

Meister Jürgen Zenker kennt sie seit 1957. Hier war er 1959 Mitbegründer der ersten Jugendbrigade des Werkes. – Damals produzierten sie 100 Verdichter pro Tag, 1976 mehr als 4000 und nun 5200. Der Neue, der im Herbst Leipziger Messegold errang, weist natürlich andere Werte auf als ihr erster. Er ist vor allem leistungsfähiger, energiebewußter, spart 30 Prozent am Ge-



unsere Absolventen ansetzen." Zunächst geht es ihnen ums Messer. Die vorhandene Technologie zum Verbinden von Heft und Klinge ist zu aufwendig. Auch hier muß die moderne Technik höhere Effekte bringen. Als erstes wollen sie klären, ob ein hitzebeständiger Zement sich als Bindemittel für die Massenfertigung eignet. Ob es die Lösung ist? Den erzgebirgischen Forschern winken neue Projekte.

Neue „Herztöne" in Scharfenstein

Wir kommen bestimmt ungelegen, denn seit gestern arbeitet die Jugendbrigade „German Titow" in der Scharfensteiner Verdichterhalle an einem automatisierten Montagekomplex. Die Atmosphäre im Kollektiv ist spannungsgeladen. Klar, sie haben sich den Automaten gewünscht, haben ihn entstehen sehen, haben ihn dann selbst praktisch erprobt, gemeinsam mit den

rät ein. Für ihren Schwung und damaligen Lerneifer erhielten die Jugendlichen 1963 den Namen des zweiten Kosmonauten, seit 1977 tragen sie außerdem den Titel Hervorragendes Jugendkollektiv und inzwischen auch die Artur-Becker-Medaille. Natürlich wechselten im Laufe der Zeit viele Gesichter in der Brigade. Doch ihr frischer Geist blieb bis heute erhalten. Einer, der dafür sorgt, ist Jürgen Zenker. „Wir fordern uns immer wieder gegenseitig heraus. Erfahrung und Jugend sind ein gutes Paar, wenn es sich am Neuen orientiert. Ich bleibe selbst jung dabei."
Nun stehen die „Titows" vor einer neuen Bewährung...

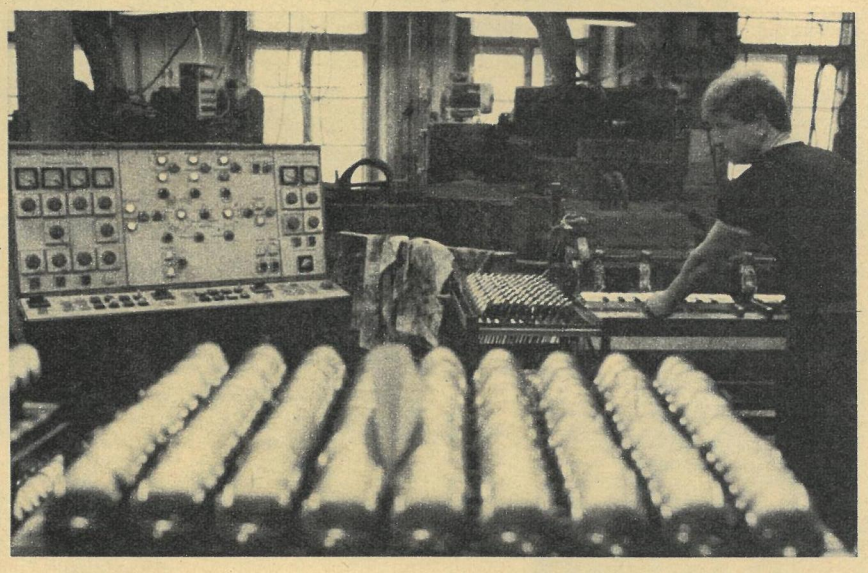
Was einem Berliner Döbeln bedeutet

Peter Arnhold kann heute auch schmunzeln, wenn er über die größten Hürden spricht, die zu überwinden waren, bevor ihre Sonderschweißstraße maßgeblich in die Produktion in der Köpenicker Seelenbinderstraße eingriff. Ein automatischer Schweißkomplex, den es bis dahin nicht gab. In 1,2 Minuten schweißt er heute mit 150 Schweißpunkten zwei Heizkörper. Fünf Schweißroboter und fünf Einlegeroboter miteinander gekoppelt, fügen selbständig sieben Teile zusammen – das ganze Innenleben eines Gasraumheizers. Tag für Tag, mit Präzision und ohne Atemnot. Drei Anlagenfahrer füttern sie. Im Berliner Wärmegeräte- und Armaturenwerk (WAW) werden seit langem die gefragten Gasraumheizer hergestellt. Die Köpenicker sind darauf spezialisiert, auch ihr Haupttechnologe Peter Arnhold.

Anfang der 80er Jahre aber stand die gesellschaftliche Forderung, ein neues verbessertes Gerät in bedeutend höheren Stückzahlen zu produzieren. Der Stein des Anstoßes.
Für die damit verbundenen Schweißarbeiten reichte die vorhandene Technologie nicht mehr aus. Und eine Rückkehr zum Handschweißen war aus Gründen der Qualität, der Quantität und des Arbeitsschutzes für keinen Arbeiter auf Dauer zumutbar. Der einzige Ausweg: Eine automatische Schweißstraße mußte her, um den neuen zwölf Kilo schweren Heizkörper produzieren zu können. Und da Peter Arnhold schon immer auf Ideensuche war, hatte er dafür als Themenleiter sehr bald den Hut auf. In Döbeln, einem Werk des Stammbetriebes des Kombinats, fand er seine Partner und im halleschen Zentralinstitut für Schweißtechnik (ZIS) stets aufgeschlossene Konsultanten.
Die Konstruktion der Schweißstraße war bald klar, aber die Realisierung? Ein schwerer Weg. Zwei Jahre lang wurde Peter Arnhold zum Döbeln-Reisenden, die Woche mindestens zweimal. Haupttechnologe war er noch nebenbei. Wenn man da nicht eine intakte Familie hätte, würde man es nicht durchstehen. Probleme über Probleme. Um den gestellten Termin zu halten, fehlten den Döbelnern 25 000 Arbeitsstunden. Sie mußten den Bau einzelner Baugruppen in verschiedenen Betrieben organisieren. Die Produktionserprobung fand unmittelbar nach der Montage aus Zeitgründen gleich in Döbeln statt. Und eigentlich war die Sache mit der Energie die größte Risikoentscheidung. Der elektrische Anschlußwert für die Schweißstraße mit ihren 16 Transformatoren lag höher als die kV-Leistung, die dem Betrieb insgesamt zur Verfügung stand. Was tun? Sie fanden eine Lösung in einer klug ausgetüftelten Schaltung. Aber würde das auch unter Dauerbelastung funktionieren? Sie ließen ihr System bei ZIS über einen Rechner simulieren. Dann wagten sie es. Der Erfolg gab ihnen recht. 1983 erhielten ein Quintett aus Döbeln und Peter Arnhold für die Schweißstraße den Nationalpreis...
Mitten in unser Gespräch platzt ein drahtiger Vierziger, Klaus Mähner, Montageleiter aus Döbeln. Die beiden sind erneut Partner. Zur Zeit verketten sie – mit Roboterhilfe – drei große Pressen miteinander. Das Ziel: ein gleichmäßiger Arbeitstakt und zwei Arbeitskräfte anstelle von sechs pro Schicht. Sie sind guter Dinge, daß es noch in diesem Jahr klappt...

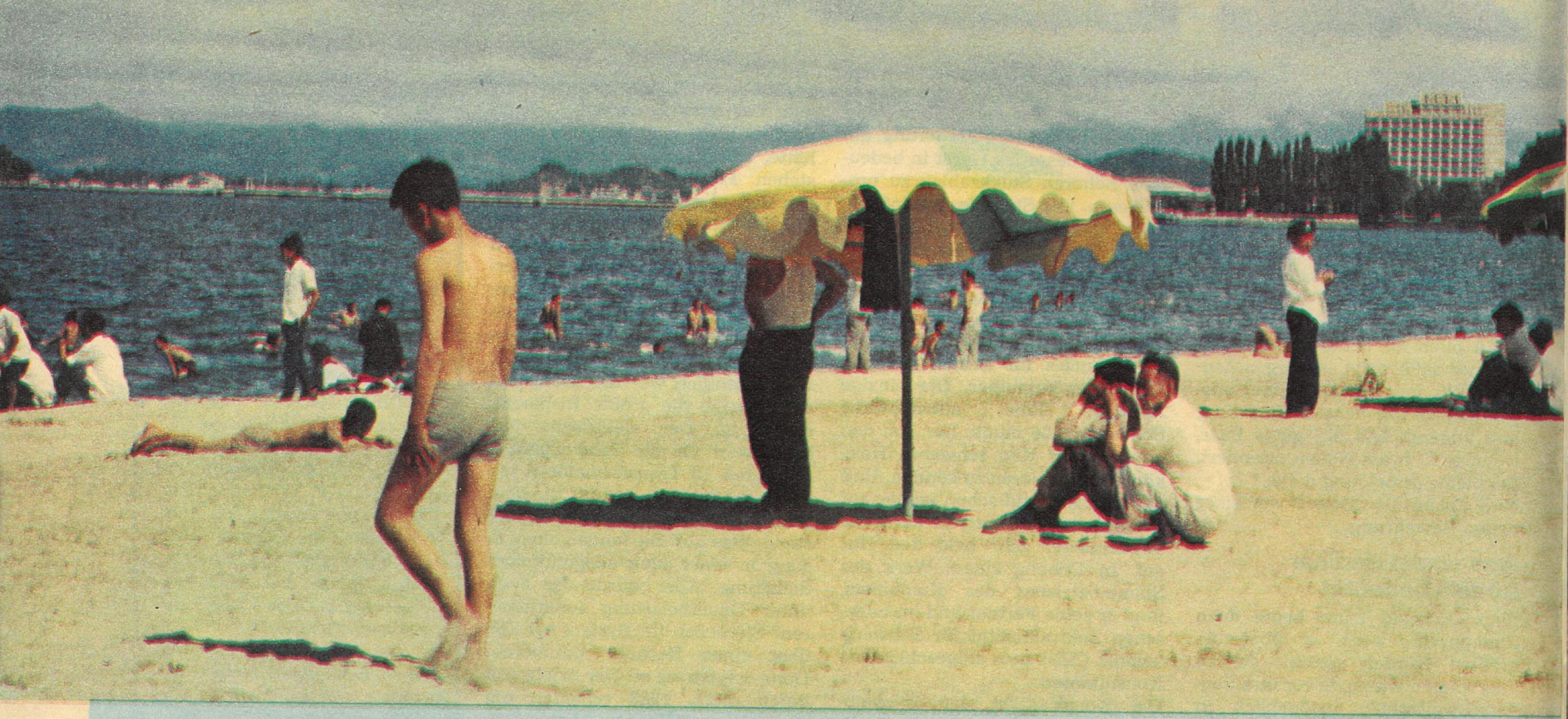
Unten: Der neue Automat zur Kantenbearbeitung von Besteckteilen.

Darunter: Heute dient die Handarbeit vorrangig dem Nachschliff, früher sah die ganze Werkhalle des Kombinatsbetriebes in Aue so aus.



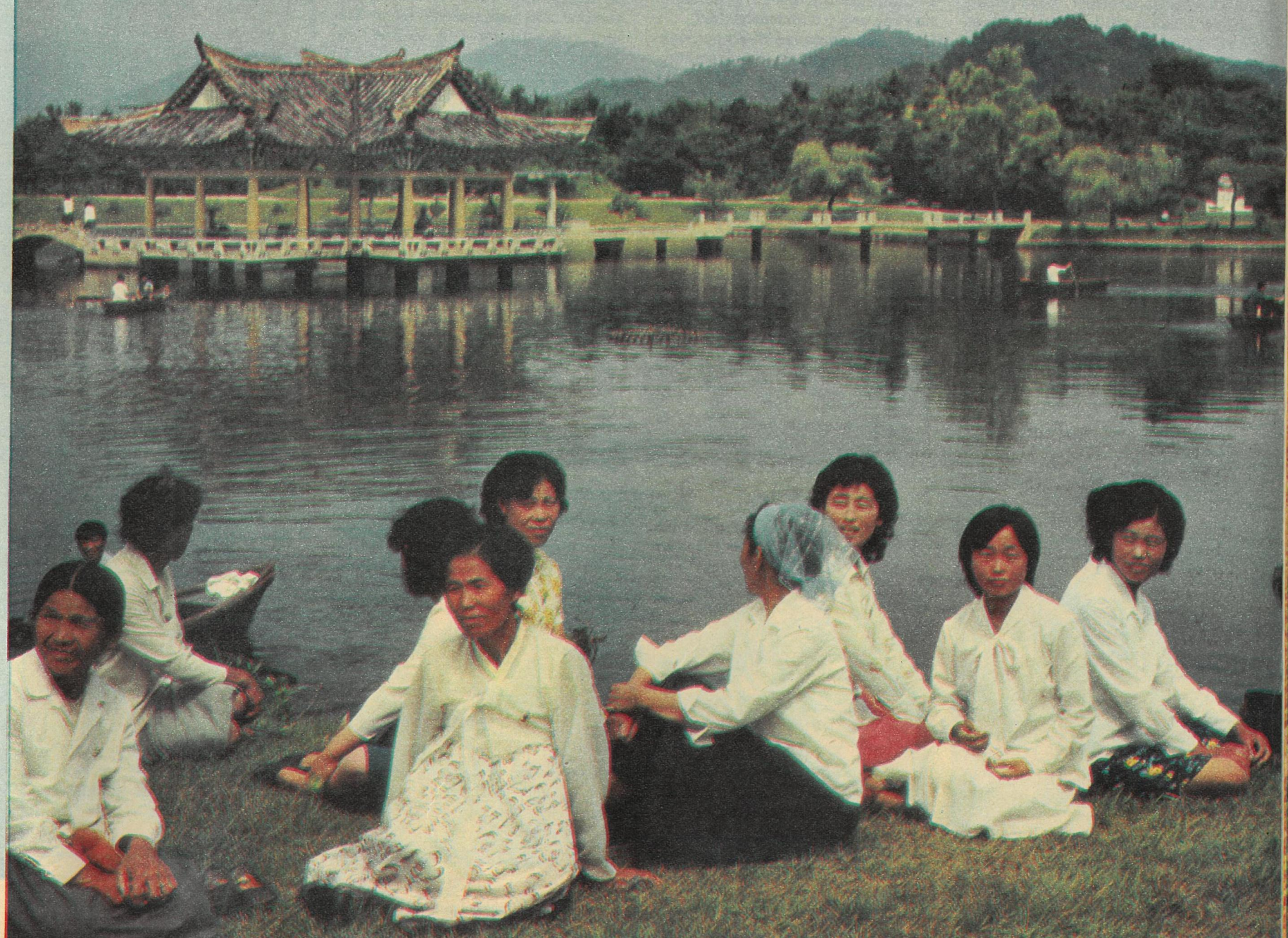
FORON – Visitenkarte

- Die 28 000 Werktätigen des Kombinates arbeiten in 27 Betrieben und sind für 25 Prozent des gesamten Binnenhandelsumsatzes der DDR an Haushalt- und Wirtschaftswaren zuständig.
- Die Produktionspalette umfaßt rund 10 000 Erzeugnisse, reicht von Wasch- und Kühlgeräten über Elektro-, Gas- und Kohleherde, Gasheizgeräte, Email- und Aluminiumgeschirr, Doppelspülen, Bestecke, Schneid- und Stahlwaren bis zu handbetriebenen Küchengeräten und anderen begehrten tausend kleinen Dingen.
- Der zum Kombinat gehörende Kundendienst hat inzwischen rund 34 Millionen Großgeräte in den Haushalten der DDR zu betreuen.
- FORON-Erzeugnisse werden in 60 Länder exportiert. Hauptkunden sind die UdSSR, ČSSR, UVR, VRP, Frankreich, Großbritannien, Italien, BRD.
- Im Rahmen der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit pflegt FORON Kontakte mit 14 Partnern in acht Ländern. Mit der UdSSR bestehen langfristige Abkommen für gemeinsame Arbeiten zur Entwicklung und Produktion von Waschmaschinen, Kühlgeräten und Emailgeschirr.
- Im Mittelpunkt der Produktion steht die Großserien- und Massenfertigung. Alle 18 Sekunden wird ein Kühlschrank und alle 30 Sekunden eine Waschmaschine hergestellt. In 13 Monaten produziert das Kombinat eine Million Kälteschränke.
- Seit Kombinatsbildung im Jahre 1979 erreichten die Werktätigen in allen Betrieben gute Ergebnisse, die durchschnittlichen Zuwachsraten betrugen jährlich 7–9 Prozent, die tägliche Warenproduktion hat sich gegenüber 1980 um 40 Prozent erhöht.
- Seit 1979 errang FORON 18mal Messegold, im Herbst '86 für eine neue Kühlgeräte-Verdichterreihe.



Attraktion am Japanischen Meer

Park des Lächelns



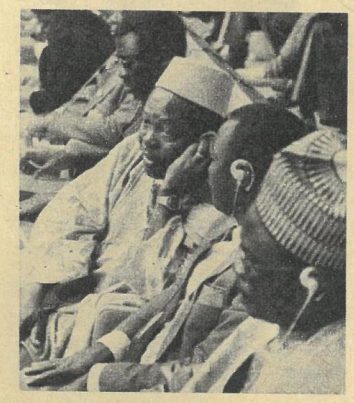
An der malerischen Küste des Japanischen Meeres liegt Wonsan, eine Industrie- und Hafenstadt der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik, zugleich beliebtes Urlauberzentrum im „Land der Morgenfrische“, wie die Koreaner ihre Heimat liebevoll nennen. Rund 250 000 Menschen leben heute hier in modernen Neubauten, die alle in den letzten zwanzig Jahren entstanden. Alte Häuser findet man nicht, denn auch Wonsan wurde während des barbarischen Krieges der USA gegen die KDVR (1950–53) total zerstört. Neben neuen Wohngebieten haben sich die Einwohner von Wonsan ein zauberhaftes Erholungsgebiet geschaffen – „Songdowon“, den Kiefernstrand. Wie historische Quellen belegen, begannen die Koreaner an diesem Ort schon vor 700 Jahren Kiefern und Fichten zu pflanzen, um sich vor dem starken Seewind zu schützen. Auch viele der uralten Bäume fielen dem Bombenhagel zum Opfer, doch Songdowon wurde wieder aufgeforstet. Tiefgrüne Kiefern- und Fichtenhaine zur einen, der goldgelbe Strand des Japanischen Meeres zur anderen Seite – so empfängt uns bei strahlend blauem Himmel das Urlauberparadies. Von Wonsan aus ist man mit dem Bus in wenigen Minuten dort, man kann auch hinlaufen. Jüngste Attraktion ist der ostasiatische Park, der eine Gesamtfläche von 50 Hektar einnimmt und die Besucher mit seinen reizvollen Pavillons lockt, deren Dachfirste den Schwingen fliegender Vögel gleichen. Inmitten eines künstlich angelegten riesigen Lotosteiches liegt eine ebenfalls von Menschenhand geschaffene Insel, zu der man auf zwei Regenbogenbrücken gelangen kann. Auch die traditionellen Hängeseilbrücken, wie sie seit Jahrhunderten im benachbarten Diamantgebirge die kleinen Flüsse überspannen, fehlen hier nicht. Ebenso-

wenig: Springbrunnen und ein künstlicher Wasserfall. Täglich kommen Tausende hierher, um sich zu entspannen und die Schönheit der Natur, die hier alten Traditionen angepaßt wurde, zu genießen. Da der Park so großzügig gestaltet ist, besteht nicht die geringste Gefahr, daß er „überlaufen“ wird. Gleich nebenan sind ein Botanischer Garten, ein riesiger Blumenpark und ein Zoo. Diverse Sportanlagen gibt es schon seit langem. Und nur wenige hundert Meter vom Park entfernt tummeln sich seit 1960 – von April bis Oktober – im Zentralen Pionierlager Kinder aus allen Landesteilen. Im Vorjahr wurden erstmals kleine Gäste aus dem Ausland empfangen, so auch Pioniere aus unserer Republik. Gemeinsam mit Freunden aus dem Gastland und aus vielen anderen Ländern erholten sie sich am herrlichen Kiefernstrand und lernten auch den reizvollen „Park des Lächelns“ kennen, wie viele Ausländer den ostasiatischen Park nennen. Und natürlich hatten es sich die koreanischen Gastgeber nicht nehmen lassen, mit ihnen einen Ausflug ins Kymgangsan, das Diamantgebirge, zu unternehmen. Von Wonsan bis zum schönsten Gebirge des Landes sind es nur 104 Kilometer.

Anne-Katrein Becker (Text)
Hans-Peter Gaul (Fotos)

Dialog der Millionen

Das muß man sich einmal vorstellen: 296 Millionen Paar Hände, die Stahl schmelzen und Häuser bauen, pflanzen und säen, Computer steuern und Schiffe lenken! 296 Millionen Werktätige waren durch die Männer und Frauen ihres Vertrauens auf dem XI. Weltgewerkschaftskongreß in Berlin vertreten. Von allen Kontinenten und aus allen Gesellschaftssystemen kamen ihre Abgesandten, 43 Delegationen aus Afrika (Foto unten: Gewerkschafter aus Niger), 145 aus Nord- und Südamerika, 29 aus dem Nahen und Mittleren Osten, 93 aus Asien, Australien und Ozeanien, 79 aus Europa. Natürlich stellte das Gastgeberland DDR nicht nur Tagungsstätte und Quartier. Tag für Tag fuhren Abordnungen hinaus, um sich am Beispiel anzusehen, wie die beiden Hauptthemen des Treffens – die Rechte der Werktätigen und die Sicherung des Friedens – in der Praxis eines sozialistischen Staates bewältigt werden. Von den weit über 100 Betrieben, die internationalen Besuch erhielten, seien nur VEB IFA Automobilwerk Ludwigsfelde (Angola), VEB Bergmann-Borsig (Frankreich) und VEB Herrenbekleidung Fortschritt Berlin (Brasilien und andere lateinamerikanische Länder) genannt. Bei all diesen Zusammenkünften wurde die große Diskussion im Palast der Republik durch ungezählte kleine Gespräche unmittelbar am Arbeitsplatz ergänzt und bereichert. Die beeindruckende Bilanz der Errungenschaften in der DDR und deren optimistische Perspektive gäben allen Kraft, die den Kampf für Frieden und sozialen Fortschritt führen, erklärte Djibril Diop, Generalsekretär der Vereinigung der Freien Gewerkschaften von Senegal. Dieser Kongreß, darin fühlten sich die Teilnehmer einig, war das bislang breiteste und repräsentativste Forum des gewerkschaftlichen Dialogs und zugleich das bedeutendste Ereignis in der Geschichte der Weltgewerkschaftsbewegung. Es wird nachwirken. *Fritz Jahn*



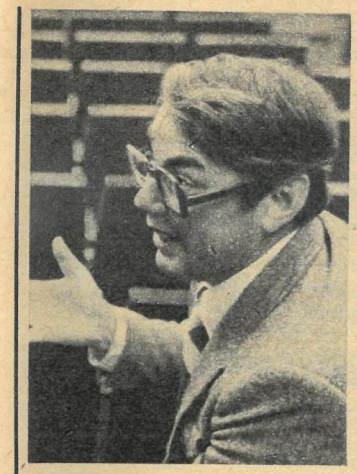
Die Zärtlichkeit der Völker

Der Mann auf dem Foto oben heißt Carlos Fuego. Wir lernten ihn in Masaya kennen. Er stand den ganzen Tag mit seiner Frau und seiner Tochter auf dem Markt. Als wir ihn fotografierten, fragte er: „Wo kommt ihr her, Jungs?“
„Aleman socialista“, antworteten wir.
Er lächelte und wurde zusehens aufgeknöpfter. Carlos Fuego hat vor der Stadt ein kleines Feld. Dort baut er Gemüse an. Hauptsächlich für den Eigenbedarf. So ist er vor Preisschwankungen und Wucher sicher. Bei guter Ernte kann er sogar einiges davon auf dem Markt verkaufen.
Bekommen hat Carlos Fuego das Land von den Sandinistas. Der einstige Landarbeiter ist groß geworden auf einer Finca, einer Kaffeeplantage im Norden des Landes. Unter dem Diktator Somoza war eine Finca so etwas Ähnliches wie ein absolutistisch regierter Zwergstaat. Mit eigenen Dörfern, eigener Schule (so vorhanden), einer Kirche, einem Laden, einem Gericht und natürlich mit eigenem Gefängnis. Der Besitzer der Plantage war der König. Sein Wort war Gesetz. Und die Untertanen seiner Majestät, zur Erntezeit waren es je nach Größe des Zwergstaates bis zu drei- oder viertausend Menschen, hatten sich seinen Gesetzen in Demut zu beugen. „Ein einfaches, klares System beherrschte das ganze Land“, erzählte Carlos Fuego. „Über uns Landarbeiter wachten die Aufseher. Über die Aufseher die Oberaufseher. Über die Oberaufseher die Verwalter. Über die Verwalter die Besitzer. Über die Besitzer, über uns alle wachte Somoza mit Hilfe seiner Nationalgarde. Ich verstehe nicht viel von Politik. Aber eines sagt mir der klare Menschenverstand: Wir müssen die Revolution mit allen Kräften schützen, sie verteidigen selbst unter Einsatz des eigenen Lebens. Sollten wir verlieren, werden sie sofort wieder ein solches menschenverachtendes, gewinnbringendes System errichten wie unter Somoza. Das lassen wir nicht zu. Die Revolution hat viele Kinder, unsere Kräfte sind stark. Und wir haben Freunde in der ganzen Welt. Freunde, die nicht nur zusehen und reden, sondern aktiv dem nikaraguanischen Volk helfen.“
An Carlos Fuego und seinen klaren Menschenverstand mußte ich denken, als Daniel Ortega vor einigen Tagen unser Land besuchte und für die große Hilfe dankte, die Nikaragua stets aus der DDR erhielt. Mal hieß die Hilfe Krankenhausbau in Managua, mal Ausbildungszentrum in Jinotepe, jetzt heißt sie Sofort-hilfe. „Angesichts der Kriegssituation brauchen wir dringend Nahrungsmittel“, erklärte Daniel Ortega. „Genosse Honecker hat entschieden, uns mit einer sofortigen Spende von 30 000 Tonnen Getreide zu unterstützen.“
„Solidarität“, so schrieb die nikaraguanische Dichterin Gioconda Belli, „ist die Zärtlichkeit der Völker.“
Wie zärtlich ist die DDR?

Bernd Siegmund (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Besuch der Jugendhochschule: Rosen für Daniel Ortega

Zusatzfotos: R. Kaufhold, K. Kurz



Flüsse bleiben in ihrem Bett

Auskunft für FREIE WELT gab Valeri Tschitschkanow, Stellvertreter des Vorsitzenden des Uraler Forschungszentrums der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

Was jahrelang geprüft und zum Großprojekt geworden war, wurde nun gestoppt. Die Flüsse im Norden und in Sibirien, die teilweise in Trockengebiete des Südens der UdSSR umgeleitet werden sollten, werden ihrem natürlichen Lauf auch weiterhin folgen…

Ja, die Partei- und Staatsführung hat einen Beschluß von prinzipieller Bedeutung angenommen, der über den Rahmen ökologischer und wirtschaftlicher Gesichtspunkte hinausgeht. Ihm ging eine breite Diskussion voraus, an der neben Spezialisten die Öffentlichkeit beteiligt war. Sorgsam wurden das Für und Wider abgewogen und schließlich beschlossen, dieses Projekt einzustellen und damit einen Fehler zu vermeiden, der nur schwer, sicher gar nicht wieder gutzumachen wäre.

Aber die Befürworter hatten gewichtige Argumente für eine Umleitung der Flüsse…

Die auch viele überzeugten. Aber die Gegner des Projekts führten Berechnungen ins Feld, die das genaue Gegenteil ergaben: Der versprochene Effekt würde nicht eintreten, die Ausgaben würden die Zielstellungen um ein Vielfaches übertreffen, und die ökologischen Folgen würden sich als Katastrophe erweisen.

Also, zwei sich gegenseitig ausschließende Standpunkte, beide mit Berechnungen und durch die Autorität namhafter Spezialisten untermauert. Wie soll man objektiv herausfinden, wer Recht hat?

Berechnungen wurden nicht nur einmal vorgenommen. Und das Ergebnis hängt immer davon ab, welche Ausgangsdaten zugrunde liegen. Man mußte in die Zukunft schauen, die Folgen dieser oder jener Entscheidung sehen, sogar diejenigen, die noch in weiter Ferne liegen. Die Befürworter hatten keine Garantie und konnten auch keine bieten. Man durfte einfach nicht an die Realisierung gehen, solange es begründete Zweifel gab – auch hinsichtlich des ökologischen Gleichgewichts. Von der rein ökonomischen Seite gar nicht zu reden.

Was meinen Sie damit?

Nach den bescheidensten Berechnungen würde die Umleitung der Flüsse Dutzende Milliarden Rubel kosten. Und eine Amortisierung träte frühestens zu Beginn des nächsten Jahrhunderts ein. Können wir uns das leisten? Um so mehr, da es Lösungen gibt – glaubwürdige, unstrittige und schnelle. Indem man in Mittelasien zum Beispiel die vorhandenen Bewässerungssysteme rekonstruiert, die heute wegen fehlender dichter Verkleidungen viel Wasser verlieren. Das vorhandene Wasser muß optimal genutzt werden – so erhalten wir eine wesentlich höhere Ernte. Warum wird zum Beispiel das kostbare Naß am Tage auf die Felder gebracht, dann, wenn die Verdunstung besonders intensiv ist? Welche Verluste! Außerdem wurde Melioration faktisch völlig auf die Bewässerung und teilweise auf die Entwässerung beschränkt.

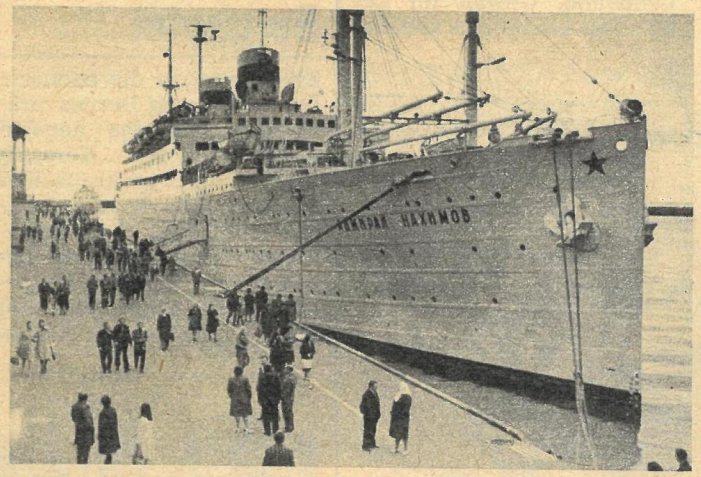
Können Sie das bitte etwas genauer erklären…

Ich bin nicht generell gegen die Bewässerung, aber gegen die einseitige Einstellung zur Melioration. Den Boden verbessern kann und muß man nicht nur mit Hilfe des Wassers, sondern dafür gibt es eine Vielzahl anderer Mittel. Es gibt Gebiete, wo, sagen wir, das Kalkdüngen einen größeren Effekt bringt. Aber unsere Melioratoren haben dem wasserwirtschaftlichen Bauen, besonders dem Neubau, eindeutig den Vorzug gegeben. D. h. das Land hat Milliarden Rubel in die Melioration gesteckt, aber den veranschlagten Gewinn nicht erzielt. Jetzt werden die ökonomischen Wechselbeziehungen zwischen Melioratoren und den Kolchosen und Sowchosen umgestaltet, wird eine gegenseitige materielle Verantwortlichkeit für das Endresultat eingeführt, einfacher gesagt, für eine höhere Ernte, die auf dem meliorierten Hektar erzielt werden soll.

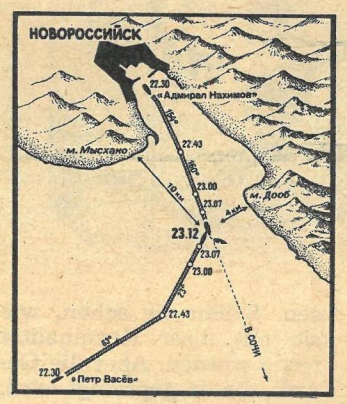
Interview: Alexander Guber, Moskowskoje Nowosti

Ein Passagier berichtet

Mit dem Untergang der 1925 gebauten und vor kurzem aus Generaldurchsicht gekommenen „Admiral Nachimow“ (im Archivfoto am Passagierkai in Sotschi) vollzog sich die drittgrößte Schiffskatastrophe aller Zeiten. „Eine solche Tragödie, wie sie sich am 31. August vor Noworossisk um Mitternacht abspielte, hat das Schwarze Meer noch nicht gesehen“, sagte Admiral Michail Chronopulo, Kommandierender der Schwarzmeerflotte.



„398 Menschen sind umgekommen. Aber es hätte bedeutend mehr Opfer geben können…“ – Viktor Gabriljanz, Vater zweier Kinder, einer der 888 Urlauber an Bord, hat alles überlebt. Er berichtete: „Nach dem Zusammenstoß mit der ‚Wassew‘ rannte ich durch den Korridor und schrie: ‚Alle raus! Havarie!‘ Mit dem Fuß stieß ich das Luftgitter unserer Kabinentür ein, tastete im Dunkeln nach unserer kleinen Laura, zwängte sie durch das Loch in der Tür und half unserer Angela nach. Das Schiff legte sich sehr stark auf die Steuerbordseite, schätze 45 Grad. Wir rannten zum Ausgang. ‚Haltet euch fest‘, mahnte ich meine Mädchen. Doch infolge des Riesenlochs in der Bordwand sank die ‚Nachimow‘ unerwartet schnell. Die Mädel an den Händen haltend sprang ich über Bord, verlor aber Angela. Nach dem Auftauchen sah ich Laura vier Meter vor mir. Ein junger Mann war dabei, ihr zu helfen. Wir hoben Laura auf ein umgekipptes Rettungsfloß. Mit schwachen Schwimmstößen näherte sich eine junge Frau, ohne Weste. Ich zog sie zum Floß. Sie nahm sich sofort Lauras an, zog das Kleid aus, umwickelte sie damit, wärmte sie mit dem Körper. Zu acht hockten wir schließlich auf der schaukelnden Nußschale. Wo war Angela? Wo Galina, meine Frau? Dann kam das Marineschiff. Nach einigen Stunden kehrten wir zurück zum Hafen, den wir vorher so glücklich verlassen hatten. Zahlreiche Menschen kümmerten sich um uns: Ärzte, Schwestern, Helfer mit Decken und Hilfskleidung. Es gab heißen Tee, Zimmer wurden bereitgestellt, ein Suchdienst funktionierte. Ich hatte Glück! Nach zehn Minuten fand ich meine Frau, kurz darauf unsere Angela. Michail Schwarzenberg, ein Lette, hatte sie gerettet. Wir schworen, für immer Freunde zu bleiben…“ – Der aufopferungsvolle Einsatz aller – 60 Schiffe und Boote, 20 Hubschrauber



und 80 Taucher traten in Aktion – rettete von den 1234 Personen an Bord der „Nachimow“ 836. Sogar mit sechs Ruderkuttern hatten sich Kadetten der Seefahrtschule über drei Kilometer gegen anderthalb Meter hohe Wellen zu den Verunglückten vorgekämpft. Hunderte halfen, um den tragischen Ausgang in Grenzen zu halten. Der Vorsitzende der Regierungskommission, Gaidar Alijew, Mitglied des Politbüros des ZK der KPdSU, nannte bereits während der Ermittlungen das Verhalten der beiden Schiffsführer, die unter normalen Bedingungen arbeiteten, sogar Funk- und Sichtkontakt hatten und die Kollision dennoch nicht verhinderten, „verbrecherisch fahrlässig“. Die unermüdlichen Taucher zogen bislang über 250 Tote aus der Tiefe des Meeres…

Pal Recklow (Nach sowjetischen Zeitungen)

Steve Biko – ein Ankläger

In einem kleinen Vorort der simbabwischen Hauptstadt Harare begannen die Dreharbeiten für Richard Attenboroughs neuen Film „Biko – Asking for Trouble“ (Herausforderung zur Unruhe). Der britische Regisseur, weltweit bekannt und anerkannt durch seinen Gandhi-Film, will in seinem neuen Werk über Steve Biko berichten, weil er die Verpflichtung fühlt, „die Wahrheit über die Apartheid-Politik zu sagen“. Der südafrikanische Studentenführer war am 18. August 1977 verhaftet worden, 30 Jahre jung und gesund – und am Beginn seines 26 Tage währenden Leidensweges. Er endete, als im Gefängnishospital von Pretoria ein unbekleideter Mann ausgeladen wurde, bewußtlos, kurz vor seinem Tod wenige Stunden später „infolge Beschädigung des Gehirns und ausgedehnter Quetschungen“. Steve Biko war durch die Hölle des Gefängnisses der Sicherheitspolizei von Port Elizabeth gegangen. Er, der als Vertreter der Gewaltlosigkeit galt, wurde mit der brutalen Gewalt des Regimes ermordet. Sein Tod war der eines Märtyrers. Er war kein Mitglied des ANC, der führenden Kraft im südafrikanischen Freiheitskampf, doch der Einsatz Steve Bikos für sein Volk war Ausdruck des Kampfeswillens, der seit dem Aufstand von Soweto 1976 die von den Rassisten Unterdrückten immer stärker erfaßt. Sie erkennen immer bewußter, daß Mut und Opferbereitschaft allein nicht genügen gegenüber der Skrupellosigkeit der Apartheid. Als Steve Biko beerdigt wurde, ballten die Südafrikaner die Hand als letzten Gruß. Und mit diesem Zeichen des Kampfes standen kürzlich auch seine Witwe Nisiki und die Kinder Nkosinathi und der kleine Samora vor einer Fotokamera.

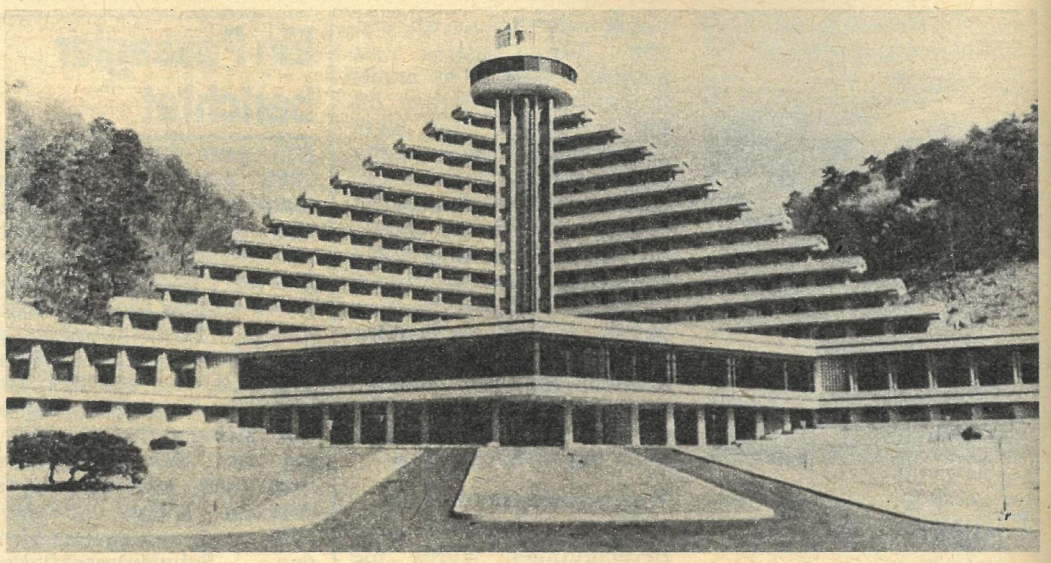
Ina Stritzke

Alle zwei Minuten ein Toter

Auf der Leinwand stoßen zwei Boxhandschuhe aufeinander, der eine mit dem Sternenbanner verziert, der andere mit Hammer und Sichel. Darunter eine Schriftzeile: get ready for the next world war (Macht euch bereit für den nächsten Weltkrieg). In diesem Fall findet der Krieg im Boxring statt. Ein strahlender Held gegen eine seelenlose Muskelmaschine. Keine Frage wer gewinnt. „Immer", sagt ein Hollywood-Regisseur, „immer schreibt das Drehbuch vor, daß der Russe am Ende erledigt wird. Nach diesem

Muster werden derzeit Dutzende Streifen zusammengekurbelt." Da landen, beispielsweise, auf Befehl eines Produzenten sowjetische Truppen irgendwo in den USA und beginnen stehenden Fußes, die Bevölkerung auszurotten, bis sich ihnen eine Gruppe patriotischer Oberschüler entgegenwirft und das Vaterland rettet. Man fragt sich: Was sagt Mr. Weinberger, der Kriegsminister, zu solchem Schwachsinn? Offenbar geht Hollywood davon aus, daß die US-Army schläft. Superman Rambo, ein Kassenfüller ohnegleichen, begibt sich nach Vietnam, um nachträglich den verlorenen Krieg zu gewinnen. Mit eigenen Händen tötet er 44 Vietnamesen, nicht gerechnet einige hundert, die er mit Sprengstoff erledigt. Dazu sagt Mr. Weinberger: „Was für ein Film! Der große Hit des Sommers!" Für einen ähnlichen Fall grausigen Stumpfsinns – amerikanischer Starpilot tobt sich über dem Indischen Ozean aus, daß die sowjetischen MIGs vom Himmel fallen wie die Tontauben auf dem Schießstand – stellte das Pentagon zwei Flugzeugträger, eine Staffel Jagdbomber und zwanzig Piloten zur Verfügung. Der Filmproduzent mußte nur den Treibstoff bezahlen. 95 Hollywood-Filme hat die „Internationale Koalition gegen Gewalt in der Unterhaltungsindustrie" in diesem Jahr analysiert. Das Resultat: 58 Prozent empfehlen, Konflikte mit Gewalt zu lösen. Im Durchschnitt wird alle zwei Filmminuten ein Mensch getötet. Das hat natürlich Konsequenzen. Violence on the screen, violence in life: Gewalt auf der Leinwand, Gewalt im Leben. Das könnte uns kalt lassen. Sollen sie sehen, wie sie mit ihrer Kriminalität fertig werden. Aber die Gewalt, die da gepredigt wird, ist keine innere Angelegenheit. Die größte Gefahr dieser Filmwelle, sagt der amerikanische Psychologe Dr. Radecki, Sprecher der Anti-Gewalt-Koalition, sei die Verherrlichung des Krieges als optimale Lösung für Konflikte zwischen Staaten. Keinen anderen Zweck verfolgt die Film-Schwemme: den Leuten einzureden, daß Krieg normal, nötig und gewinnbar sei. Die Macher sind nicht so naiv wie ihre unsäglichen Machwerke. Das nächste Mal, das Wort geht im Lande um, machen wir es wie Rambo. Die „New York Times" hat kürzlich eine Umfrage veranstaltet. Die Hälfte der Befragten wußte nicht, daß die USA und die UdSSR im zweiten Weltkrieg Verbündete waren. Aber drei von vier wußten, wer Rocky ist: der Boxer, der die Nation aufruft, sich auf den nächsten Krieg vorzubereiten.

Jürgen Jessel



Berghotel

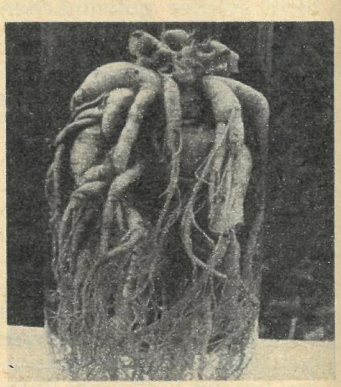
Eingebettet in die Szenerie des Myohyang-Berges präsentiert sich das neueste Großhotel der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik kurz vor seiner Eröffnung. Die Architekten und Bauleute des befreundeten Landes, die gegenwärtig über 200 000 Wohnungen jährlich schlüsselfertig an die Bevölkerung übergeben, schufen hier mit industriell vorgefertigten Bauteilen ein ansehnliches Ensemble für über 1000 Gäste.

Friedenslieder

„Ich glaube an den morgigen Tag" – unter diesem Motto stand ein Treffen sowjetischer und amerikanischer Liederfreunde in Jaroslawl. Das erst vor zwei Jahren gegründete Gesangsensemble aus den USA, dessen Mitglieder meist aus Boston stammen, besuchte die altrussische Stadt an der Wolga bereits zum zweiten Mal. Das erste Treffen fand vor zwei Jahren statt. Seitdem werden regelmäßig Noten, Texte und Aufzeichnungen von Volks- und Friedensliedern ausgetauscht.

Sportfreuden

Rollstuhlrennen, Sitzvolleyball und Radrennen für sehschwache Sportler standen unter anderem auf dem Programm der ersten Sommerspiele für Behindertensportler in Tallinn. Der kürzlich gegründete Sportverband für Körperbehinderte in der Estnischen SSR hatte zu diesen Wettkämpfen auch Sportler aus Lettland und Litauen eingeladen. Gleichzeitig starteten Tausende von Alterssportlern bei dieser Gelegenheit in der estnischen Metropole.



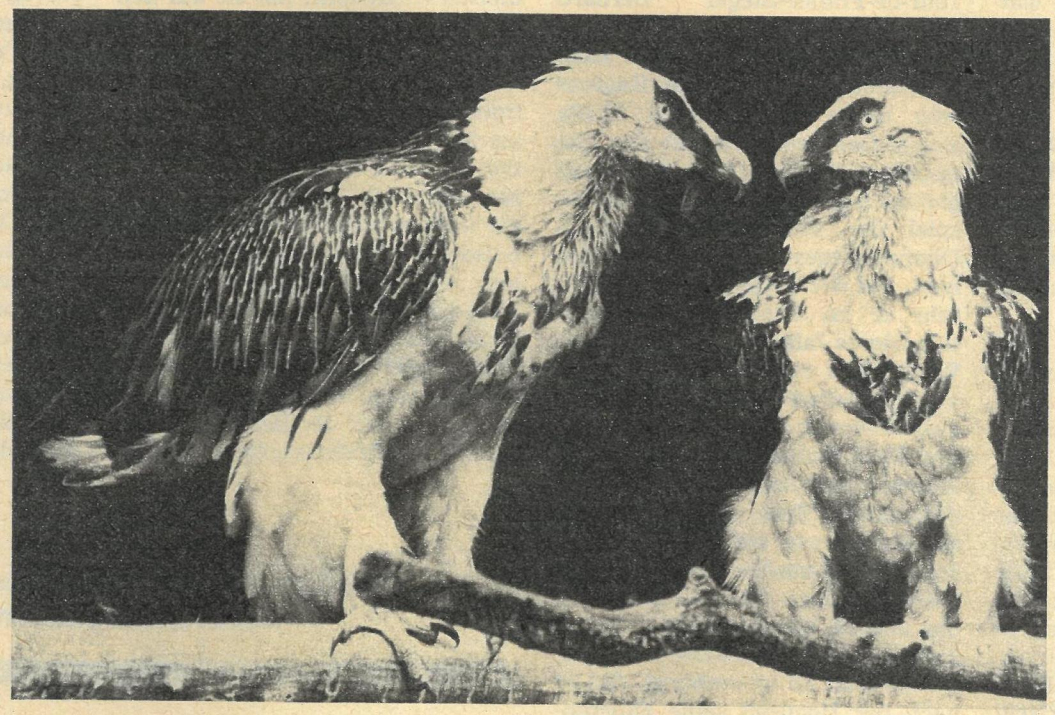
Lebenswurzel

Aus dem Garten von Wassili Borissewitsch, Rentner in der belorussischen Stadt Marjina Gorka, stammt diese 800 Gramm schwere Ginsengwurzel. Seit 20 Jahren züchtet der Hobbygärtner diese Heilpflanze. Mediziner, Biologen und Gärtner schätzen seine Arbeit und wenden inzwischen seine Zuchtverfahren an.

Kleines Haus – große Pläne

Das kleinste der insgesamt 25 Häuser der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft steht im Zentrum von Bad Elster. Mit seinen nur 110 Plätzen für Veranstaltungen und 35 Plätzen für die gastronomische Betreuung wurde es 1985 aber immerhin von 33 018 Besuchern genutzt. Da die Erholungsuchenden in Bad Elster schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes vom medizinischen Personal auch auf das Haus in der Richard-Wagner-Straße 6 aufmerksam gemacht werden, bilden sie die größte Gruppe seiner Besucher. Ihnen folgen die Stammgäste aus der DSF-Grundeinheit der Staatsbäder, vor allem die 62 Kollektive „Deutsch-Sowjetische Freundschaft". Die Statistik vom Vorjahr weist 635 Veranstaltungen aus. Und das Haus zeigte – allerdings außerhalb seiner Mauern – in Bad Elster sieben Ausstellungen. Gegenwärtig berät der Klubrat in bewährter Gemeinsamkeit mit den gesellschaftlichen Kräften des Ortes Pläne für 1987. Der 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, die „Woche der Waffenbrüderschaft" im Februar, die „Woche der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft" im Mai mit den „Festen der Freundschaft" werden neue Bewährungsproben für den Leiter des Hauses Peter Strobel und seine vier Mitarbeiter sein. Vorgesehen sind propagandistische Veranstaltungen in- und außerhalb des Hauses mit den 12 Referenten des hauseigenen Referentenkollektivs und zweifellos auch wieder mit Freunden des Generalkonsulats der UdSSR in Karl-Marx-Stadt. Vorbereitet werden Freundschaftstreffen mit sowjetischen Touristen und Angehörigen der Sowjetarmee – darunter den Freunden des benachbarten sowjetischen Sanatoriums, zu denen das Haus gute Kontakte hat. Es sind Lichtbildervorträge, Wissenswettbewerbe, musikalisch-literarische Veranstaltungen und Buchlesungen vorgesehen, und es ist auch wieder an Tanzabende gedacht. Zu den bewährten Formen der politischen und kulturellen Arbeit gesellen sich 1987 als Neuheit Schachabende mit deutsch-sowjetischer Besetzung. Sollten Sie gelegentlich in Bad Elster sein, schauen Sie doch mal rein ins kleinste Haus der DSF. Es steht genau gegenüber der Post.

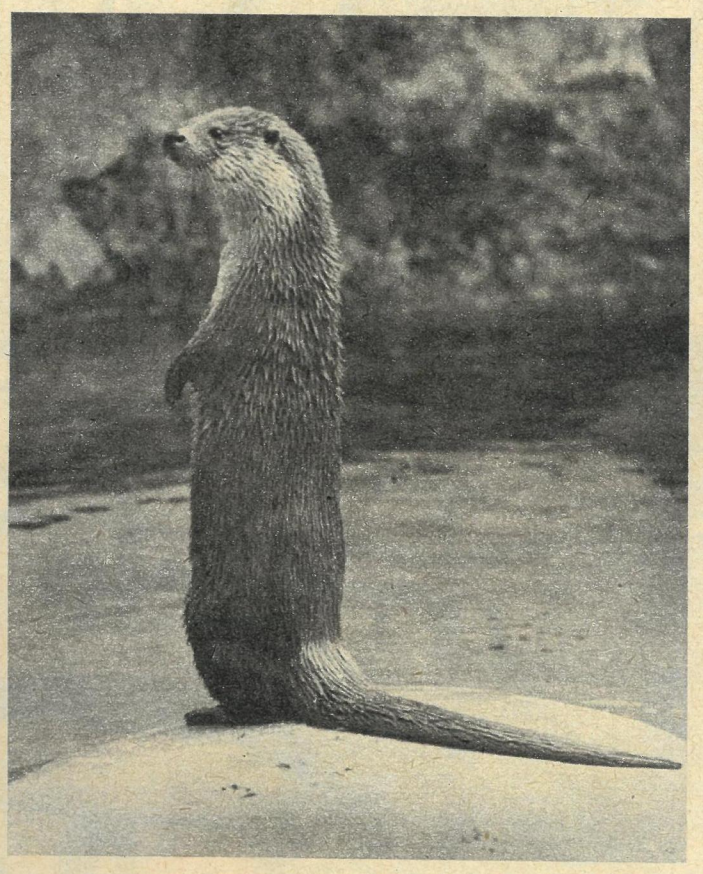
Erhard Tautendorf



Am Bach und im Gefels

Der zweite Band des Rotbuches gefährdeter Tier- und Pflanzenarten Bulgariens erschien vor kurzem in Sofia. Das von der Akademie der Wissenschaften herausgegebene Sammelwerk ordnet nach internationalen Richtlinien den einzelnen Arten bestimmte Gefährdungsstufen zu. Von den im Lande vorkommenden 35 000 Tierformen sind die Wirbeltiere (mit einem Anteil von vier Prozent) am besten erforscht und – leider auch am meisten gefährdet. Aus der Gruppe der Raubtiere müssen Luchs und Europäischer Nerz bereits als verschwunden gelten; der Braunbär, als „seltene Art" eingestuft, ist noch mit etwa 500 Exemplaren vorhanden; die Anzahl der Wölfe wird auf 200 Köpfe geschätzt, eine für die Viehzucht belanglose Population. – Es ist nicht immer die Verfolgung durch den Menschen, die einem Tierbestand schadet, sondern oft schon die Beunruhigung – zum Beispiel der Fledermauskolonien in ihren Quartieren, seltener Vögel während der Nistperiode, des kostbaren Wanderfalken durch achtlose Bergsteiger. An der Küste werden harmlose Nattern, die sich verhältnismäßig langsam bewegen, häufig von Strandurlaubern erschlagen; die stark gefährdete Kaspische Sumpfschildkröte wird durch „Sammler" weiter dezimiert. – Erfreulich dagegen die Auswirkungen des Fangverbotes für Schwarzmeerdelphine, auf das sich vor zwei Jahrzehnten die Sowjetunion, Bulgarien und Rumänien einigten: Der Bestand dieser Meeressäuger hat sich bei knapp 90 000 Exemplaren stabilisiert. – Symbol des bulgarischen Naturschutzes ist der nahezu ausgestorbene Bartgeier, unter seinem Zeichen sind 0,4 Prozent des Landesterritoriums als Schutzgebiete ausgewiesen. Als 92. Reservat erhielten die Karstfelsen von Wraza diesen Status; damit ist eine der letzten Horstregionen des Steinadlers zuverlässig geschützt. Mit mehr als 27 000 Hektar bildet der Nationalpark im Piringebirge – gelegen zwischen 1100 und 2915 Meter über dem Meer – Bulgariens größtes Naturschutzgebiet. Das älteste ist die Gegend von Silkosijata im Strandshagebirge, wo sich mit seltenen Bäumen und Sträuchern, wie dem Immergrünen Buchsbaum und der Moorheide, ein Teil der Pflanzenwelt der südlichsten Schwarzmeerküste erhalten hat. Wiederhergestellt wurde im Tiefland der Donau das Zuflußregime des verlandenden Srebarna-Sees; die Nistkolonie der seltenen Krauskopfpelikane hat so günstige Aussichten, ihre Sippe zu vermehren. – Bild oben zeigt ein Paar des imposanten Bartgeiers, der mit fortschreitendem Erfolg der künstlichen Aufzucht wieder in bulgarischen Hochgebirgen heimisch werden soll. Links: der zu den Mardern zählende Fischotter, dessen Überleben durch Trockenlegung von Feuchtgebieten, Wasserverschmutzung und Begradigung kleinerer Flußläufe bedroht ist. Für ihn wird ein spezielles Schutzprogramm entwickelt.

Gatjo Gatew



● Erfahrenes

Freundschaft kann mehr bedeuten als Liebe. Sie setzt zwar gleiches Vertrauen voraus – ergreift jedoch nicht so ausschließlich Besitz vom Partner.

Ruth Zechlin, Komponistin (DDR)

● Am Rande

Das größte Zifferblatt in der ČSSR, das der Kirchturmuhr von Třebič im südmährischen Bezirk, wurde vor kurzem wieder instand gesetzt. Es hat immerhin einen Durchmesser von 6,20 Metern, und seine Zeiger wiegen 118 Kilogramm. – Ein Riesenwecker!

● Persönliches

Jan Keitner, Fußballer im Klub TJ Pacov (ČSSR) ließ bei einem Spiel absichtlich eine Schußchance aus, weil der gegnerische Torwart verletzt am Boden lag. „An einem solchen Treffer hätte ich keine Freude gehabt", erklärte der faire Spieler.

Fast 20 Jahre fuhr Wladimir Smogoshewski als MS-Kapitän auf dem Dnestr. Der Rentner befaßt sich heute mit der Geschichte der Binnenschiffahrt Moldawiens. Er baut Schiffsmodelle, die auf Ausstellungen und in Museen gezeigt werden: von der Karavelle „Santa Maria" des Kolumbus bis zum Atomeisbrecher „Lenin".

Gantscho Jordanow, Automobilarbeiter aus Schumen (Bulgarien), hat eine nicht alltägliche Freizeitbeschäftigung. Er stellt nämlich Trillerpfeifen für Schiedsrichter her, wofür er eine Sondergenehmigung und ein eigenes Patent besitzt.

Der achtzigjährige Hirte András Szecsényi aus der südungarischen Gemeinde Csanytelek hütete vierzig Jahre Viehherden der Umgebung und bewahrt aus dieser Zeit noch eine beträchtliche Anzahl von Schellen und Kuhglocken auf.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: M. Barz; TASS/S. Meteliz, A. Nikolajew, E. Tarkpe; „The Pyongyang Times"; ZB/Repro; Archiv (2); Repro: Democratic Journalist; Zeichnung: D. Schüler

Tapeten-wechsel

Christa Rothenburger, vergoldete Sprinterin auf Eisschnellaufkufen und auf dem Rennrad

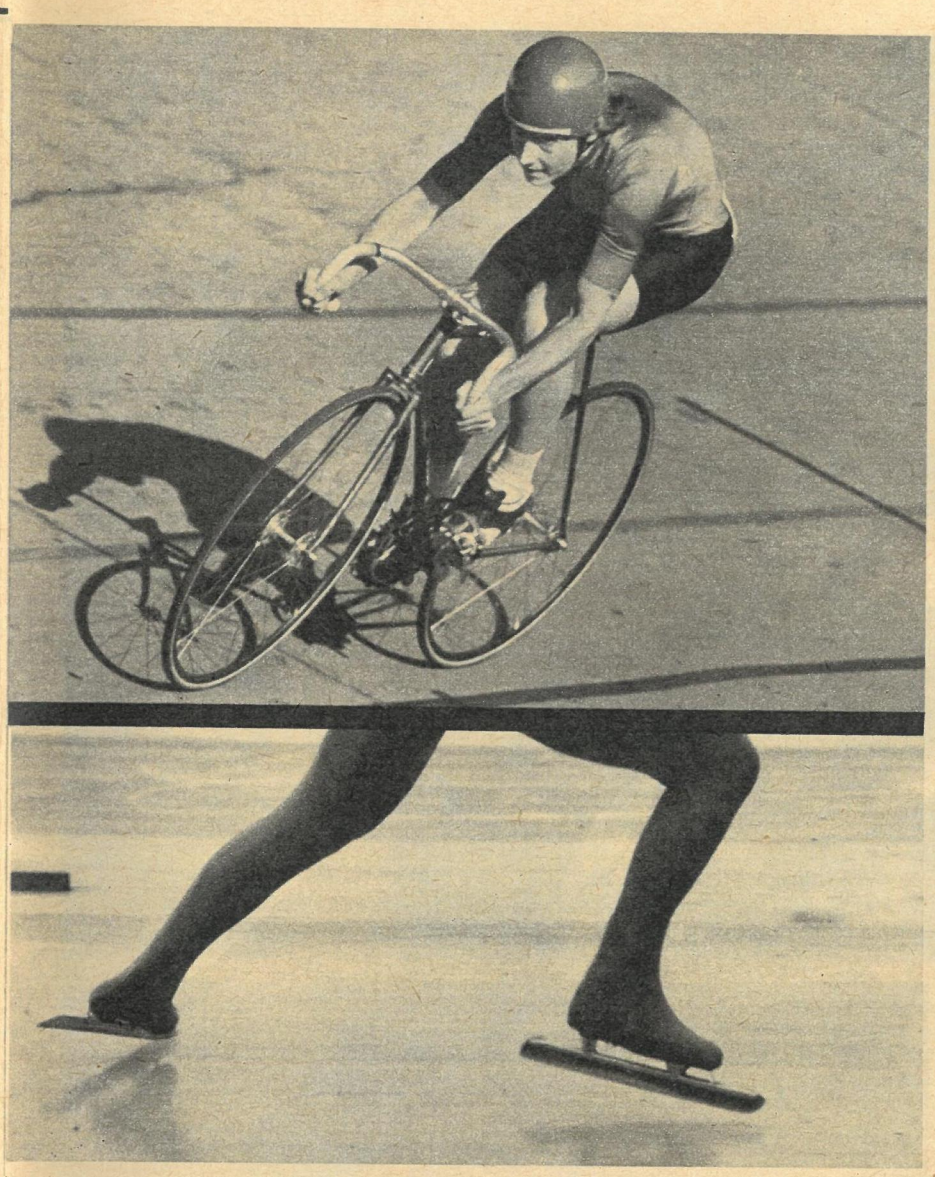
Die Idee ist nicht neu. Sie war auch nie eine Fixidee, die sich nur schwerlich verwirklichen ließ. Daß der Eisschnelläufer nicht unbedingt von der Bildfläche verschwinden muß, sobald der Sommer kommt, sondern er einen Tapetenwechsel vornehmen und aufs Rennrad steigen kann, galt unter Sportwissenschaftlern als Binsenweisheit. Man muß nur ab und an daran erinnern.

Eheschließungen zwischen Eisschnellauf und Radsport gibt es schon eine ganze Menge. Der klassische Fall dürfte mit der Familie Heiden verknüpft sein, und zwar weniger mit dem 1980 in Lake Placid fünffach vergoldeten Eisflitzer Eric, der in diesem Jahr die Tour de France endlich auch mal zu Ende fuhr, sondern mehr mit dessen zierlicher Schwester Beth. Mit Vorliebe für die längeren Strecken war sie Weltmeister im Eisschnellauf. Doch auf dem Eisoval von Lake Placid gehörte sie zu den Enttäuschten. Eine Bronzemedaille über 3000 m, kein Sieg, nichts, was sie dem Bruder nachmachen konnte…

Sechs Monate später aber holte sie sich doch noch einen Titel. Bei der Straßenrad-Weltmeisterschaft auf dem Pyrenäenkurs von Besancon gewann Beth Heiden nach tapferer Alleinfahrt das Regenbogentrikot. „Diesem für Frauen viel zu harten Kurs mit dem Profil eines Sägeblatts war mit der Heiden nur eine gewachsen", sagte der fünffache Tour-de-France-Sieger Bernard Hinault, der damals zu seinem bis heute einzigen Profi-WM-Titel kam. Es waren nicht nur die Heidens oder deren Landsmännin Sheila Young-Ochowicz, die mit der Ehe zwischen Eis und Asphalt allemal glücklich geworden sind. Zum Beispiel der 10 000-m-Eisschnellauf-Olympiasieger Piet Kleine aus Holland. Bei der vorjährigen Rad-WM fuhr er im 100-km-Straßenvierer mit. Dieses Jahr stand er erneut zur Wahl, blieb aber Ersatzmann. Die vier Auserwählten, im Schnitt zwölf Jahre jünger als er, errangen den Titel! Einmal nahm die Liaison Eisschnellauf/Radsport sogar standesamtliche Form an: Die sowohl auf Kufen wie auf dem Rennrad heimische Kanadierin Sylvia Burka heiratete jenen Gordon Singleton, der einmal Vizeweltmeister hinter unserem 1000-m-Zeitfahrer Lothar Thoms war. Es ist verbürgt, daß er nach der Hochzeit seine Fahrrad-Mechanikerwerkstatt in Quebec aufpäppelte, indem er von nun an auch Eisschnellaufschienen schliff.

Nun hat sich auch die DDR in den Reigen derer eingereiht, die die trainingsmethodischen Vorzüge dieses Doubles nutzen. Die Dresdnerin Christa Rothenburger ist 1984 500-m-Olympiasiegerin, voriges Jahr Eissprint-, jetzt auch Radsprint-Weltmeisterin geworden. Sie hat den Gipfel aller Radsportträume nicht über Nacht erstürmt. Bevor sie erstmals zu einer Weltmeisterschaft fuhr, hat sie auf den Rennpisten der DDR allerhand Staub wischen müssen. Sechsmal wurde sie DDR-Meisterin im Sprint, ein halbes dutzendmal auch im 500-m-Zeitfahren. Die internationale Feuertaufe kam erst in diesem Jahr. Als sie im Kampf gegen die weltbeste Sprinterin der letzten Saison, die Französin Isabelle Nicoloso, den Durchbruch zur Weltklasse schaffte, sagte ihr Trainer Ernst Luding: „Christa, du kannst Weltmeisterin werden!" Ein großes Wort gelassen ausgesprochen.

In Leipzig, auf der Rennpiste aller ihrer DDR-Meisterschaftsauftritte, schlug sie die renommierte Dame aus der Bretagne, als sei das gar kein Problem: Jeweils mit Einweg-Taktik, also Antritt aus erster Position und voll der Fähigkeit vertrauend, im Finish so etwas wie einen zweiten Antritt entwickeln zu können. Nicoloso – vom „Meister aller Meister", dem siebenfachen Weltchampion und dreimaligen Olympiasieger Daniel Morelon trainiert – zeigte sich hinterher ziemlich aufgelöst. Sie hatte zwar von der glanzvollen Eisschnelläuferin Christa Rothenburger schon gehört, aber nicht gewußt, daß es sich hierbei um ihre Konkurrentin auf



der Radrennbahn handelte, von der sie nun aus allen Träumen gerissen worden war. Um Fassung ringend, gab sie das diplomatische Vor-WM-Statement ab: „Nun weiß ich, wie sie fährt und wie ich sie schlagen kann!“

Daraus wurde aber nichts. Im Memorial Park von Colorado Springs, wo vor neunzehn Jahren Gabi Seyfert erstmals den Eiskunstlauf-Weltmeistertitel in die DDR holte, sprach hinterher alles von Christa. Kein Wunder bei diesem Aufstieg: Zu Füßen des Peak Pikes hat Christa Rothenburger nach Leipzig und Weißensee erst ihre dritte Rennbahn kennengelernt. Als Eisschnelläuferin (die übrigens vom Eiskunstlauf kam!) war sie schon überall in der Welt.

Wo die sportliche Zukunft der Dresdnerin liegt, kann am besten sie selbst beantworten: „Es bleibt beim Eislauf. Doch es hat sich nun auch gezeigt, daß auch bei mir beides sehr wohl unter einen Hut zu bringen ist. Zudem fand ich im Radsport nicht nur Impulse trainingsmethodischer Art, sondern auch emotionelle.“ Bei dieser Feststellung verhehlt Christa Rothenburger nicht, daß es ihr großes Vergnügen bereitet, sich vor dem tosenden Publikum einer randvollen Radarena präsentieren zu können und von ihm feiern zu lassen. Das ist sie vom Eisschnellauf nicht immer gewöhnt. Apropos feiern: Berliner Winterbahn! Das wäre etwas!

Auch Ernst Luding, ein Erfolgstrainer im Eishockey und Eisschnellauf, hat den Sommer erobert. Statt Wattehose nun Turnhose...

Doch es wird wohl nie dazu kommen. Wenn am Eröffnungstag die traditionelle Gala der DDR-Weltmeister steigt, steht Christa schon wieder auf dem Eis.

„Es war nicht immer leicht, alle davon zu überzeugen, daß Christa auch auf dem Rad eine Perspektive hat“, sagt Ernst Luding. „Gelegentlich kam es einem vor, als trainiere man ein Mädchen zwischen zwei Verbänden.“ Das zeigte sich auch darin, daß Christas athletische Fähigkeiten zwar auch von den Radsporttrainern geschätzt wurden, doch blieben Zweifel an ihrem taktischen Vermögen. „Diese Ressentiments erwiesen sich jedoch in der Stunde härtester Bewährung als null und nichtig“, meinte Bahnradsport-Auswahltrainer Siegfried Möckel. „Die Dresdnerin ist eine Sportlerin, die schnell lernt, gut beobachtet und schlüssig verallgemeinert. Sie ist wach für Dinge innerhalb und außerhalb der Bahn und somit auch gedanklich der Sache stets gewachsen. Hinzu kam, man merkte das vor allem bei der Weltmeisterschaft mit ihrem emotionalen Publikum, daß sie kein heuriger Hase mehr ist. Sie hat durch den Eisschnellauf, der ihr ja immerhin den Ruf einbrachte, erste 500-m-Sprinterin unter 40 Sekunden geworden zu sein, bereits so viele Erfahrungen gesammelt, daß sie nun eigentlich nichts mehr aus der Fassung bringen kann.“

Auf diese Vorzüge konnte Siegfried Möckel stets bauen. „Daß Christa jedoch dies alles in so idealer Weise umsetzte, davon konnte beim besten Willen vorher nicht immer ausgegangen werden.“ Kein Wunder, denn das Weltmeisterschaftsfinale von Colorado Springs war erst Christas 22. Radsprint-Wettbewerb überhaupt!

Sie hat halt auch aus taktischer Sicht alle Zweifel beseitigt und wird weiterhin den Erfolgsweg von der Spitze aus suchen. In ihren gedanklichen Konzepten spielt keine Rolle, ob das historisch gewachsene Sprinter-Credo „Ein Großer gewinnt aus zweiter Position“ das Alleinseeligmachende ist oder nicht. Schließlich wird der Wert eines Sieges nie daran gemessen, aus welcher Position er errungen wurde.

Ihre taktischen Raffinessen hat sich Christa Rothenburger nicht zuletzt von Lutz Heßlich und Michael Hübner abgeluchst und sich von Ernst Luding auf den Leib schneidern lassen. Die sowjetische Sprinterin Erika Salumäe, die sich als Zwölfjährige gegen einen Konservatoriumsbesuch zur Klavierausbildung gewehrt und das Klavier mit dem Rennrad vertauscht hatte, kann ein Lied davon singen, was die Dresdner Eissprinterin auf dem Rennrad inzwischen so alles gelernt hat. Im ersten Finallauf der Weltmeisterschaft verblüffte die WM-Debütantin von der Elbe die erfahrene Dame vom estnischen Ostseestrand auf so klassische Weise mit Tempoverzögerung und verdecktem Antritt, daß man sich unweigerlich fragen mußte: Wer sitzt hier erst sechs und wer schon zwölf Jahre im Rennsattel?

Bald kommt wieder die „Eiszeit“. Für Christa Rothenburger ist der Sommer längst passé. Er hat ihr soviel Glück und Überraschendes gebracht, daß sie jetzt aus gutem Grund sagen kann: „Alles wird mich für den Winter beflügeln!“ Was man ja auch daran ablesen kann, daß sie in Colorado Springs ohne ihren eigentlichen Trainer bis zur Regenbogenseide der Weltmeisterin sprintete, denn Ernst Luding leitete zu dieser Zeit bereits wieder einen Trainingskurs für Schnellauf-Asse auf dem Eis. In dieser Sportarten-Kombination ist der Tapetenwechsel eben ein permanenter.

Bei Christa Rothenburger war dieser auch ein besonders schöner. Eine Weltmeisterin in einer Sommer- und einer Wintersportart kannte der an Erfolgen ja nun wirklich reich gesegnete DDR-Sport bislang noch nicht.

Wulf Fischer (Text),
Frank Wegner (Fotos)

Zusatzfoto: Werner Schulze

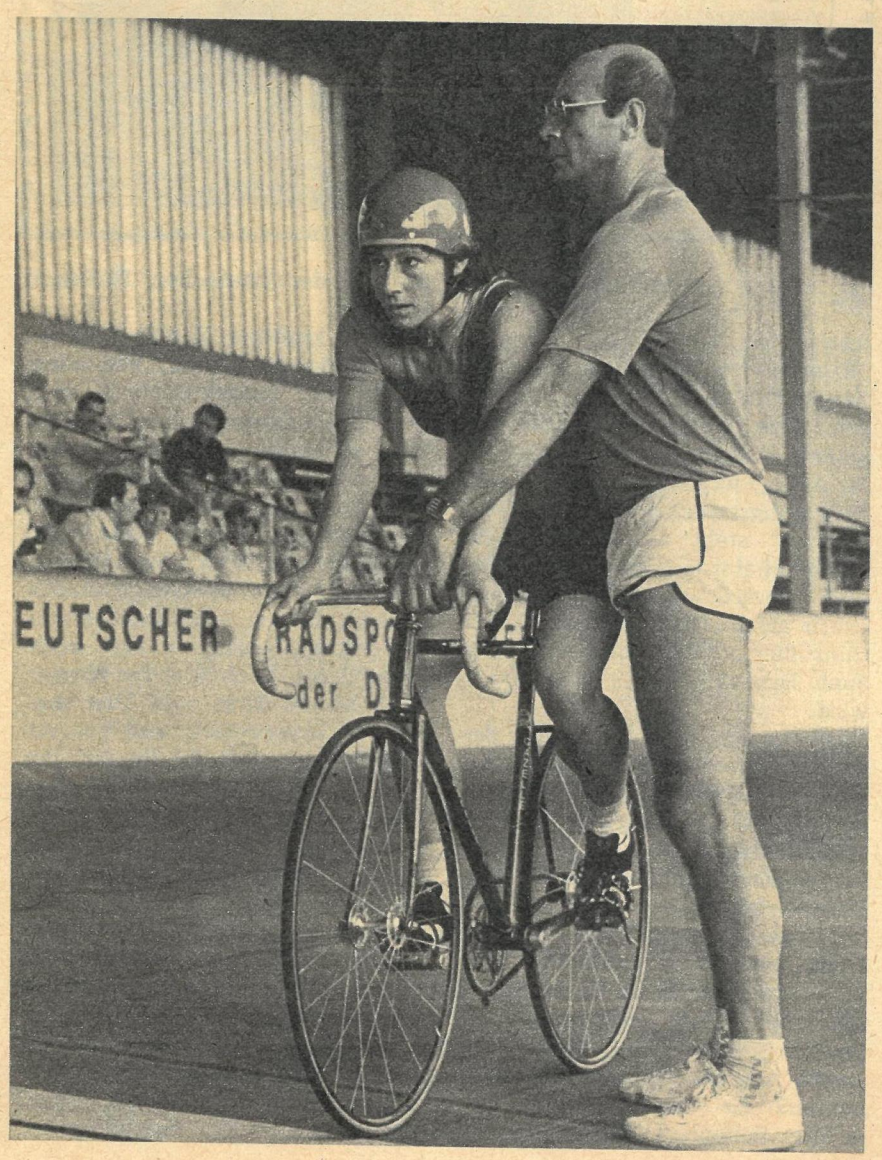


Abbildung unten: Russischer Desman auf Sonderpostmarke anläßlich des Internationalen Kongresses für Säugetierforschung, Moskau 1974. Oben: Pyrenäen-Desman in spanischer Emission. Foto rechts unten: Außenbecken der Versuchsanlage für Desmane im Moskauer Zoo. Oben, Mitte: Unmittelbar vom Wasser aus führt eine Schlupfröhre zu den Futterplätzen der Unterkunft.

Als Besucher des Moskauer Zooparks bleibt man vor einem umzäunten, kaum 100 m² großen „Kunstteich“ vergeblich stehen. Nirgendwo zeigt sich ein Lebewesen. Kein Wunder, denn die Bewohner sind nur nachts mobil, und die Anlage wurde in erster Linie zu Forschungszwecken errichtet. „Wychuchol“ steht auf dem Schild, klangvoll-einprägsamer Name für eine Tierart, die in Zoologiebüchern als Russischer Desman, Bisamrüßler, Moschusbisam oder auch Bisamspitzmaus verzeichnet wird.

Desmane sind nahe Verwandte der Spitzmäuse und Maulwürfe. Sie stellen ein Relikt dar, lebendes Fossil längst vergangener erdgeschichtlicher Epochen. Im Tertiär kamen Vertreter dieses völlig dem Wasserleben angepaßten Säugers über ganz Europa hinweg vor. Heute leben vom Russischen Desman noch etwa 35 000 Exemplare – seit 1920 streng geschützt – im Don-Wolga-Ural-Flußsystem. Eine zweite Art, der Pyrenäen-Desman, hat sich als vom Aussterben bedrohte Seltenheit im gebirgigen Norden der Iberischen Halbinsel gehalten.

Mit den kräftigen Krallen, wie sie für wühlende Säuger, vor allem Maulwürfe, charakteristisch sind, graben die Desmane ihre Baue ins Ufer stehender oder ruhig dahinfließender Gewässer (die Pyrenäen-Form ist sogar reißenden Bergbächen angepaßt). Stets liegen die Eingangsröhren unter Wasser; von dort steigen die Gänge allmählich an, führen – in Steilwänden wendeltreppenartig – fast senkrecht hinauf, hoch über der Wasserlinie, bis zu 15 m vom Ufer entfernt in Wohnkesseln und Vorratskammern endend. Ist im Juli der nackte, blinde Nachwuchs angekommen, darf der Vater mit in der Nestkammer bleiben, um eine wichtige Aufgabe zu erfüllen: Er wärmt die Jungen! Diese unternehmen nach gut drei Wochen den ersten Ausflug ins nasse Element und erhalten dort vom Weibchen Schwimmunterricht.

Die Moskauer Desman-Anlage ist natürlichen Bausystemen nachempfunden – mit dem 2 m tiefen Tümpel und einem Holzhäuschen,

Gestatten, Desman!

wo die Tiere gegen störende Einflüsse sorgsam abgeschirmt sind. Unter Plexiglas und somit für den Betreuer, den langjährig mit Desmanen vertrauten Pjotr Romanow, ständig einsehbar, existiert ein gut durchdachtes Gewirr von Gängen und Kammern mit einzelnen Futterplätzen. Zwei Männchen und ein Weibchen bewohnen die Anlage und halten sich im Sommer in den beiden Bauen des Außengeheges auf. Abends, nach Einbruch der Dunkelheit, sitzen wir im Haus an den Ausstiegsröhren, direkt vor den gefüllten Futterschalen und harren der Dinge, die da kommen sollen. Bald plätschert es zu unseren Füßen. „Das Weibchen erscheint", flüstert Romanow. Aber die Schöne im Pelz bemerkt offensichtlich, daß „die Luft nicht rein ist", und verschwindet wieder in der wassergefüllten Röhre. Dann kommt eines der Männchen. Im Zeitlupentempo bewegt es sich durch die Gänge, bis der Futternapf erreicht ist. Schmatzend macht es sich über die Mahlzeit her – ein Gemisch aus durchgedrehtem Fleisch mit Ei und Quark, gehacktem Frischfisch, garniert mit ein paar Mehlwürmern.

Vorsichtig schließt Romanow die Klappe hinter dem schmausenden Desman, greift ihn sich und nimmt ihn auf den Arm. Seidenweich fühlt der Pelz sich an – eine Eigenschaft, die seinem Träger einstmals fast zum Verhängnis wurde. Man verfolgte die Tiere gnadenlos, um aus ihren Fellen heiß begehrte Rauchwaren herzustellen. Nicht weniger begehrt das Unterschwanzdrüsensekret, der „Moschus" als Rohstoff für die Parfümindustrie.

Allzu gern möchte man die Desmane im Moskauer Zoo dazu veranlassen, Nachzucht zu erbringen, was noch niemals in menschlicher Obhut gelungen ist! Aussichten dafür sind zweifellos vorhanden; ein Pärchen hat sich gefunden und hält ziemlich eng zusammen, während das zweite Männchen immer auf Distanz bleiben muß. Neidlos würden wir den Moskauer Kollegen einen Zuchterfolg gönnen, als Belohnung ihres Einsatzes für diese seltene Tierart.

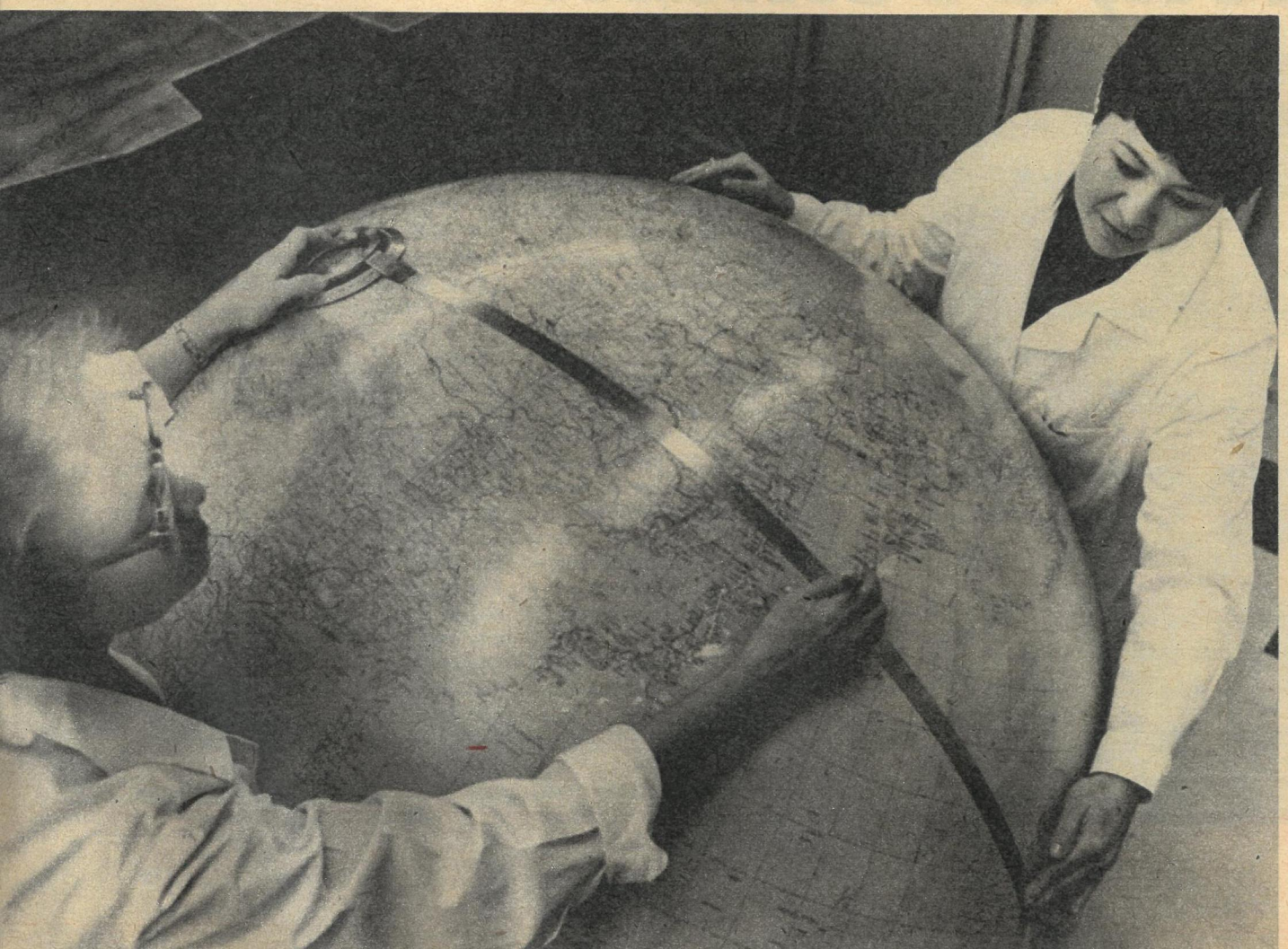
Dr. Joachim Haensel (Text)
Klaus Rudloff (Fotos)

Erdbeben, historischer Holzschnitt aus Sebastian Münsters Buch „Cosmographia universa".

Meldungen über Erdbeben erregen weltweite Anteilnahme und tätige Hilfe. 10 000 Menschenleben fordern sie durchschnittlich pro Jahr. Damit belegen Erdbeben nach Taifunen (35 000 Tote) Platz zwei in der Opferstatistik von Naturkatastrophen. Darüber hinaus können die volkswirtschaftlichen Schäden verheerend sein. Mit gewaltigen materiellen Mitteln und modernster Technik versuchen deshalb Wissenschaftler, international dem Phänomen Erdbeben beizukommen. Sichere Bauweise und möglichst genaue Vorhersage sind die Marksteine in der Forschung der Seismologen.

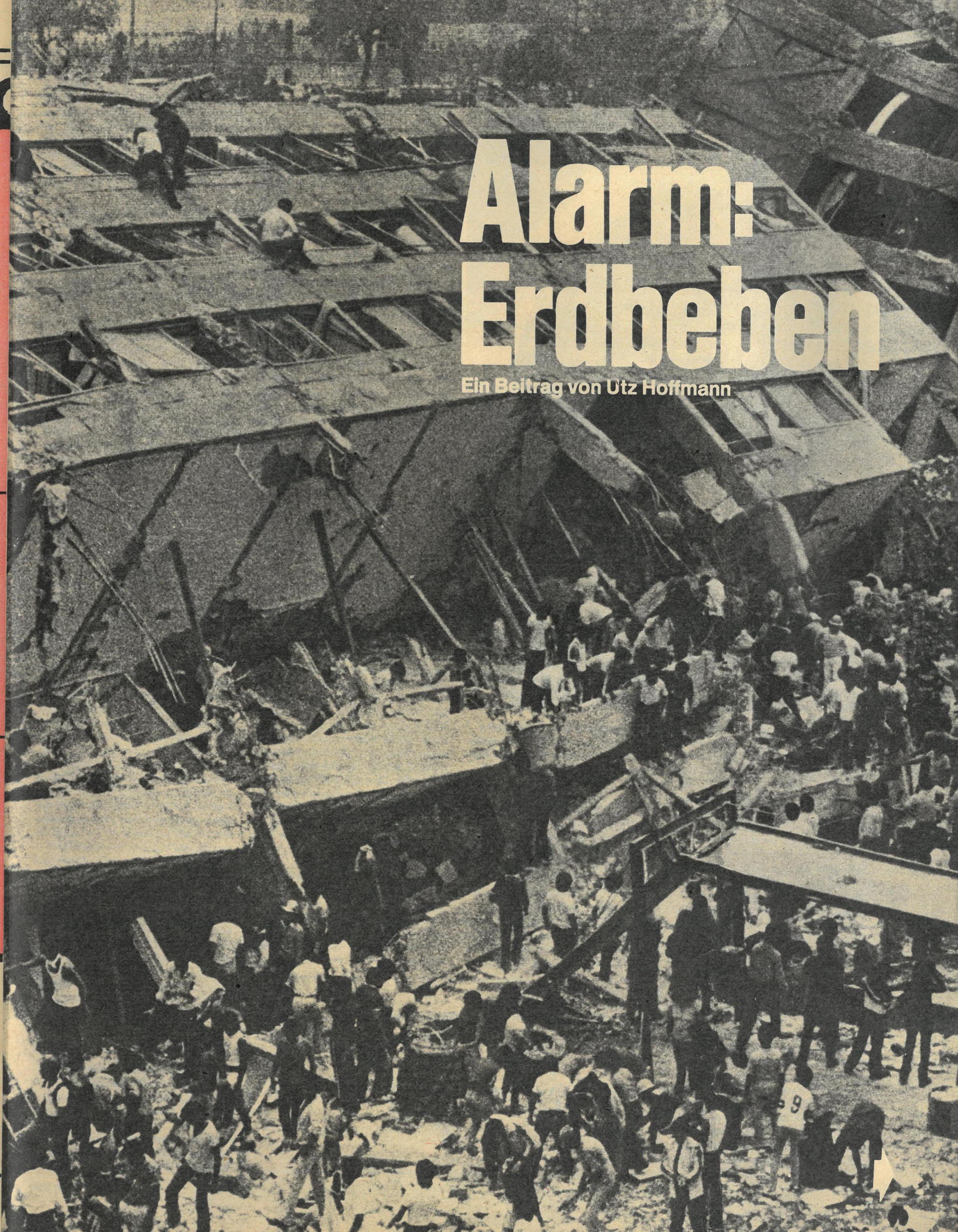
Berstende Häuser, Rettungsmannschaften – typisch für Erdbeben, hier in Mexiko-Stadt 1985.

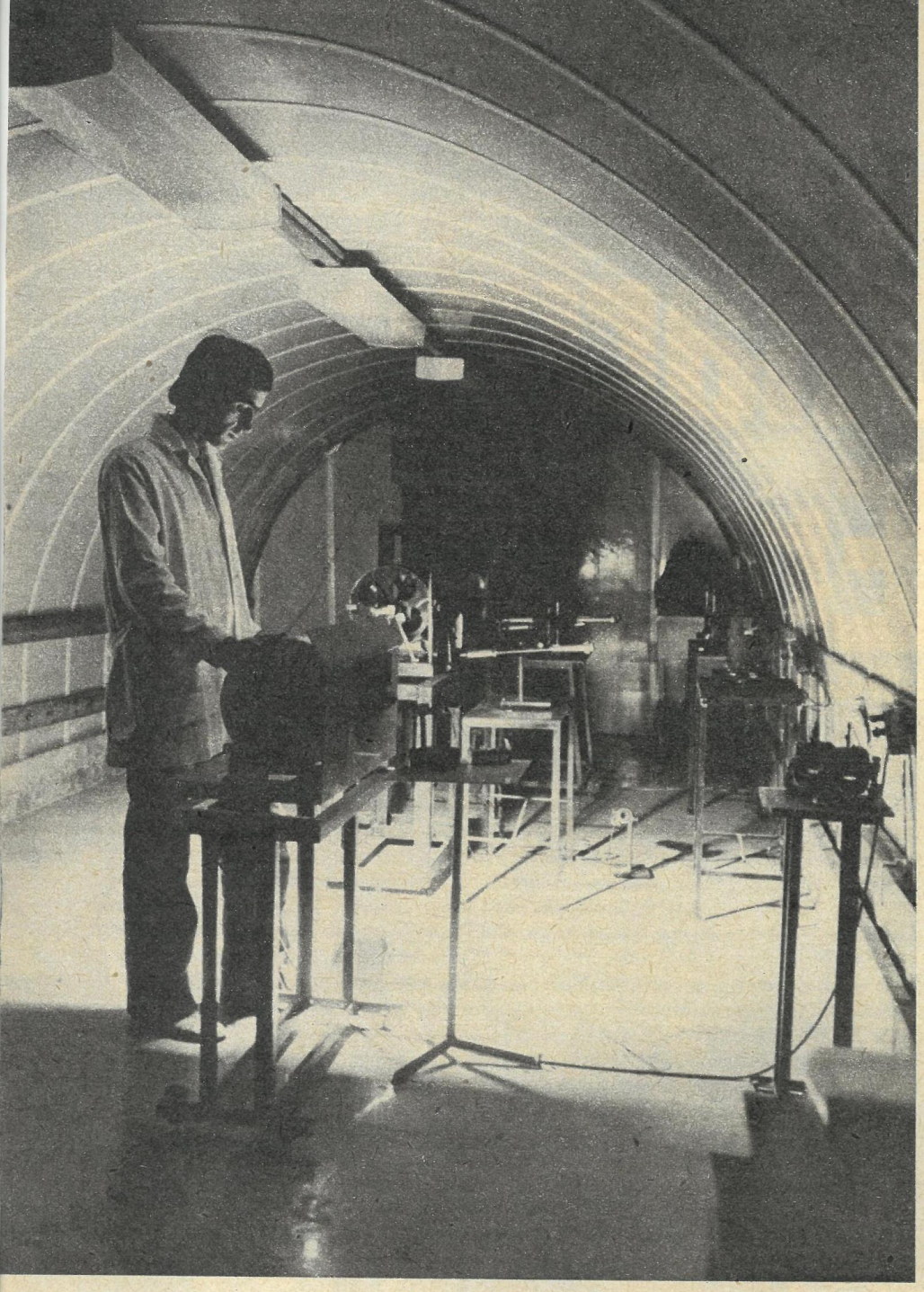
Aus Ort und Stärke der „unterirdischen Stürme" werden im Zentralen seismologischen Observatorium in Obninsk (UdSSR) Epizentren der Beben bestimmt.



Alarm: Erdbeben

Ein Beitrag von Utz Hoffmann





Seismographen sind empfindliche Geräte, das Budapester Observatorium hat sie deshalb in den Sas-Bergen eingelassen.

Alarm: Erdbeben

Früher Morgen des 4. Februar 1975: Die Seismologen auf der chinesischen Halbinsel Liaodong stehen vor einer schwerwiegenden Entscheidung. Schon seit drei Jahren beobachten sie, daß die Zahl der schwachen Erdbeben zunimmt. Im Dezember 1974 treten, jetzt schon spürbar, Schwarmbeben auf. Anfang Februar steigt die Seismizität weiter an und erreicht am 3. Februar einen Höhepunkt. Dann plötzlich tritt Ruhe ein. Die Ruhe vor dem Sturm? Die Erdbebenforscher beobachten weitere Phänomene, die ein bevorstehendes Beben ankündigen können. Die Erdströme steigen, der Gasgehalt des Quellwassers ist ungewöhnlich hoch, in vielen Brunnen verändert sich der Wasserstand. Die Haustiere sind unruhig. Ja, Schlangen verlassen mitten im Winter ihre Erdhöhlen. Die Wissenschaftler entschließen sich, die örtlichen Staatsorgane zu warnen. Um 10.30 Uhr geben die Behörden Katastrophenalarm. Etwa 500 000 Menschen verlassen ohne Panik die Wohn- und Arbeitsgebäude. Gegen Abend wird man unsicher. Hat man sich doch geirrt? Wird der Hauptstoß erst in ein paar Tagen oder gar Monaten kommen? Es ist doch praktisch unmöglich, Großstädte für eine so lange Dauer zu räumen. Dann, kurz vor 20.00 Uhr Ortszeit, bebt die Erde. Allein in der Stadt Haicheng werden 90 Prozent der Gebäude zerstört. Durch ihre mutige, risikobereite Entscheidung zur Evakuierung retten Forscher und Politiker vermutlich 100 000 Menschen das Leben. Es ist die erste gezielte und erfolgreiche Evakuierung der Bevölkerung vor einem großen Beben.

Auch in der chinesischen Stadt Tangshan laufen seit 1972 umfangreiche Forschungsprogramme zur Erdbebenprognose. Wie in Haicheng gibt es zahlreiche Hinweise auf ein bevorstehendes starkes Beben. Doch stärkere und schwächere Erschütterungen wechseln ständig ab. Am 27. Juli 1976 bleibt die erwartete Ruhe vor dem großen Schlag aus. Um 3.28 Uhr Ortszeit des darauffolgenden Tages kommt es zu einem verheerenden Beben – zur vermutlich opferreichsten Naturkatastrophe aller Zeiten. Etwa 500 000 Menschen verlieren ihr Leben. Erfolg und Mißerfolg bei der Vorhersage liegen also eng beieinander.

Schwingende Erdblöcke

Ein Erdbeben zu prognostizieren, das heißt den Ort, die Stärke und den Zeitpunkt des Auftretens anzugeben. Für die beiden ersten Aufgaben kann die Seismologie gewisse Erfolge verzeichnen. In der UdSSR hat man zum Beispiel alle seismisch aktiven Zonen mit Karten dargestellt und die maximal mögliche Stärke eines Erdbebens statistisch eingeschätzt. Unvergleichlich schwerer ist es, den genauen Moment eines Bebens vorherzusagen. Die Vorbereitung dazu vollzieht sich sehr langsam. Signale kündigen es zwar an, doch ihre schlüssige Interpretation ist überaus kompliziert. Keiner der Vorboten ist bisher absolut zuverlässig.

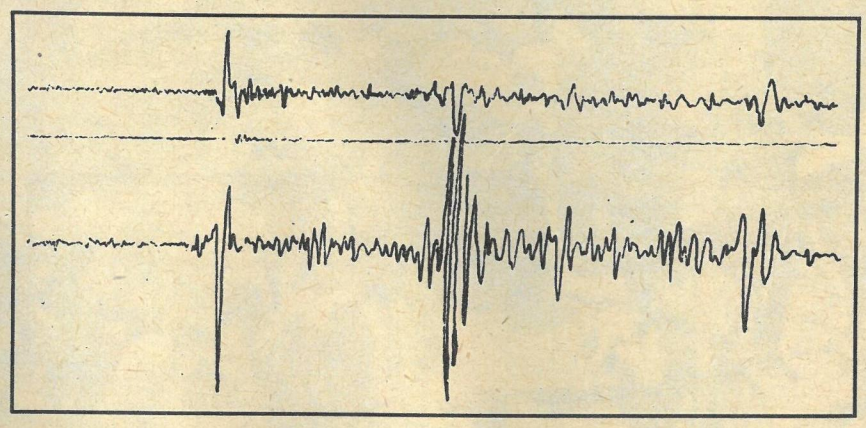
„Die Erde, ihre Gesteine, ihre Blöcke befinden sich nicht im Ruhestand, sie schwingen ununterbrochen. Diese Schwingungen haben unterschiedliche Frequenzen. Die Erdrinde empfängt die Sonnenenergie, die Wärme des Erdinneren, die Energie der tektonischen Bewegungen, sowie die der Mond-Sonne-Gezeiten. In der Erdrinde finden Austauschprozesse statt, Transformation und Weitergabe der Energie. Dieses Modell einer ‚lebenden' Erde hat noch keine streng mathematische Beschreibung gefunden", berichtet Akademiemitglied Michail A. Sadowski, der Direktor des „O. J. Schmidt"-Instituts für Physik der Erde der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Er erhielt kürzlich für seine grundlegenden Arbeiten zur Geophysik die „Lomonossow-Goldmedaille", die höchste Auszeichnung der AdW der UdSSR.

Ein schon jetzt umfangreiches Beobachtungsnetz für Erdbebenvorboten und langjährige, komplexe seismologische Expeditionen beispielsweise in Regionen des Pamir und des Tienschan stimmen dennoch optimistisch. Man wird schrittweise vorankommen. So war auch eine Langfrist-Prognose für die Kurilen-Kamtschatka-Zone recht erfolgreich. Andernorts gelang es sogar, einige Beben ohne Schaden kurzfristig zu prognostizieren. „Auf weite Sicht", so meint Prof. Sadowski, „brauchen wir den Bau Dutzender automatischer Beobachtungsstationen, Datenverarbeitungszentren usw., um einen Spezialdienst für Erdbebenvorhersage in der UdSSR zu schaffen."

Unmöglich, hier nur die wichtigsten Vorboten eines unterirdischen Sturms vorzustellen. Einige Beispiele mögen aber die Zielrichtung verdeutlichen. Etwa 90 Prozent aller Erdbeben werden durch Tektonik, das heißt, durch die schon erwähnten Bewegungen großer Erdschollen hervorgerufen. Sie treten entlang von Brüchen, verbunden mit Hebungen und Senkungen sowie Verschiebungen großer Landmassen, auf. Da diese Brüche weitgehend bekannt sind, ist es möglich, mittels Laser und Spiegel, angebracht an den beiden Seiten einer Störung, winzige Lageveränderungen in der Größenordnung von Millimetern eindeutig zu ermitteln. Nach den bisherigen Erfahrungen vergehen nach den ersten größeren Bewegungen drei bis sieben Tage bis zum Hauptbeben.

Über eines der modernsten Verfahren berichtete kürzlich Juri Saizew aus dem Institut für kosmische Forschungen. Ausgangspunkt war das wenige Sekunden vor der Taschkenter Katastrophe im Jahre 1966 beobachtete grelle Leuchten der Atmosphäre, das, von Geräuschen begleitet, fackelartig aufstieg. Erste Daten sammelte Interkosmos 19. Zielgerichtet setzte man diese Beobachtungen auf Oreol 3 fort. Man hatte Glück. Es gelang, mehrere Stunden vor einem Erdbeben, im Verlauf mehrerer Erdumrundungen, Signale elektrostatischer Natur zu registrieren. Diese Indikatoren für ein bevorstehendes Erdbeben lassen auf eine Unterstützung der Erdbebenprognose auch aus dem Kosmos hoffen. Ebenfalls vor dem Taschkenter Erdbeben registrierte man erstmalig, daß sich der Gehalt an Edelgasen im Grundwasser erhöhte sowie die Isotopenzusammensetzung von Uran änderte. Die Anreicherung von Spurenelementen im Grundwasser – so ermittelten die sowjetischen Wissenschaftler – steht offensichtlich mit gewaltigen Drücken im Epizentrum des Bebens im Zusammenhang.

Schließlich sei auch auf das von jedermann beobachtbare abnorme Verhalten von Tieren hingewiesen. Immer wieder detailliert beschrieben, wird es zumeist aber erst nach dem Erdbeben richtig gedeutet. Da verschwinden plötzlich ganze „Armeen" von Ratten, Katzen rennen schreiend aus den Häusern, die Kühe brüllen im Stall. Schlangen und Murmeltiere verlassen ihre unterirdi-



So starke „Pulsschläge" hinterließ das Beben vom 17. Januar 1922 in Peru bei Aufzeichnungen in Hohenheim und Jena.

Prof. Dr. Peter Bormann und seine Mitarbeiter vom Akademie-Zentralinstitut für Physik der Erde.

schen Behausungen. Es gibt eine ganze Reihe von Interpretationen wie es zur Erdbebenfühligkeit bei verschiedenen Tierarten kommt. In die Zukunft reichen schon jetzt die Träume einiger Forscher: Wenn es gelänge, durch die Bionik nach dem Tiervorbild die Bebenvorläufer technisch zu erfassen... doch das liegt in weiter Ferne.

Viele Presseberichte, in denen über das eine oder andere Indiz zur Erdbebenvorhersage oder deren Kombination berichtet wird, geben sich sehr optimistisch. Man könnte fast meinen, eine wissenschaftliche Prognose sei bereits ohne weiteres möglich. Leider, und das beweisen die großen Katastrophen, ist die Wissenschaft noch nicht so weit. Und eine hundertprozentige Vorhersage wird es wohl nie geben. Das lehrt uns schon die tägliche Wetterprognose. Tausendfache Messungen auf der Erde und im Kosmos erhöhen zwar deren Zuverlässigkeit, Fehlinterpretationen aber sind bei solch komplexen Systemen nie ausgeschlossen. Im Vergleich zur Meteorologie hat der Mensch aber noch keine Möglichkeiten, seine „Fühler" an den Puls eines Erdbebenherdes in über 10 km Tiefe anzulegen. Er ist auf die Interpretation sekundärer Erscheinungen angewiesen. So wichtig die Bemühungen über Erdbebenvorhersagen sind, ein kurzfristiger Durchbruch ist kaum zu erwarten. Schutz vor Erdbeben bedeutet deshalb, vor allem Mensch und Umwelt durch sichere Bauweisen und geeignete Standortwahl für Siedlungen und Industrieanlagen vor Schaden zu bewahren. Viele Maßnahmen ermöglichen es heute weitgehend, bebensicher zu bauen.

Es ist zur Zeit die einzige, wenn auch kostspielige Möglichkeit, großen Katastrophen zu begegnen.

Auch bei uns bebt die Erde

In Potsdam und Jena entwickelten sich schon um die Wende des Jahrhunderts Zentren der Seismologie. Ab 1902 werden Erdbeben fortlaufend registriert. Der Grund für das lebhafte wissenschaftliche Interesse ohne erhebliche Erdbebengefährdung des eigenen Territoriums: Aus der Analyse der Erdbebenwellen kann man Rückschlüsse auf die Struktur der sie leitenden tieferen Erdschichten ziehen. Damit bieten sich Möglichkeiten, die geologischen Vorstellungen auf das Innere der Erde auszudehnen, das durch Bohrungen kaum oder nie zu erschließen ist. Natürlich haben die Seismologen immer auch nach der Ursache und der möglichen Intensität von Erdbeben gesucht. Doch die Notwendigkeit zu einer exakten Bestimmung der Erdbebengefährdung auf dem Territorium der DDR ergibt sich erst in den letzten Jahrzehnten durch den Bau von Hochhäusern und industriellen Großanlagen. Unter unseren Verhältnissen steht die Frage im Vordergrund, welche Intensität das maximal mögliche Erdbeben für einen bestimmten Standort haben kann. Da die Meßreihe ab 1902 für eine statistische Analyse zu kurz ist, standen die Potsdamer Wissenschaftler vor der Aufgabe, einen weit in die Vergangenheit reichenden Katalog aller beobachteten Ereignisse zusammenzutragen.

Da gab es nur einen Weg. Sie suchten in Archiven nach alten Aufzeichnungen. Für die Zeit zwischen 1410 und 1908 konnten Forscher aus dem Zentralinstitut für Physik der Erde, Potsdam, immerhin 17 Erdbeben mit einer Intensität zwischen 6,5 und 7,5 Grad auf dem Gebiet der heutigen DDR ermitteln.

Das letzte Schadenbeben ereignete sich hier am 6. März 1872. Dazu trug der Göttinger Professor Karl von Seebach eine Sammlung detaillierter Beschreibungen zusammen.

Aus der historischen Analyse, bei der natürlich alle Berichte einer strengen Kritik unterzogen wurden, und in den instrumentell aufgezeichneten Daten (1500 schwache Erschütterungen allein in den letzten 25 Jahren) bauten die Potsdamer Seismologen einen Katalog mit 5200 Ereignissen der vergangenen tausend Jahre auf. Er liegt jetzt als EDV-Datenbank vor. Statistische Analyse und theoretische Interpretation der physikalischen Vorgänge in den Erdbebenherden ermöglichen den Wissenschaftlern, jedem Standort in der DDR recht genau die Stärke des maximal möglichen Bebens zuzuordnen. Eine Aussage zum Zeitpunkt des Auftretens ist mit dieser Methode natürlich nicht möglich.

Die Potsdamer Seismologen ermittelten für die Region um Gera zum Beispiel mit einer sehr geringen Wahrscheinlichkeit den Grad 7 und als maximal mögliche Intensität für ein Erdbeben acht Grad. Doch das ist kein Grund zur Unruhe. Erdbeben mit solcher Stärke treten – statistisch gesehen – im Verlauf von mehr als 100 000 Jahren höchstens ein einziges Mal auf. Und solide Bauten halten diesen vergleichsweise kleinen Erschütterungen stand.

Nur zweieinhalb Minuten dauerte der Erdstoß, der hier in Japan Wege und Pflanzungen zerstörte.

Fotos: Karger-Decker, ZB/TASS, Archiv, ZB/MTI, Graetz

Das schmale Suppenhühnchen (Foto unten) sitzt auf einer Turmspitze von Susdal. Es ist natürlich kein Huhn, aber auch kein Adler, sondern ein Falke. Das Wahrzeichen der Stadt im „goldenen Ring" von altrussischen Städten um Moskau herum. Zwei von ihnen stellen wir demnächst ausführlicher vor: Smolensk und Kalinin, das ehemalige Twer. Aus gutem Grund: Zahlreiche Leser wissen, sie befürchten Streß bei Städtereisen. FREIE WELT-Mitarbeiter überzeugten sich, daß die Reise durch mehrere Städte durchaus erholsam sein kann. Vorausgesetzt – der Tourist ist dazu auch bereit. Ein Fazit kann der Berichterstattung bereits vorweggenommen werden. Die kleinen und die mittleren Städte und deren Gastgeber

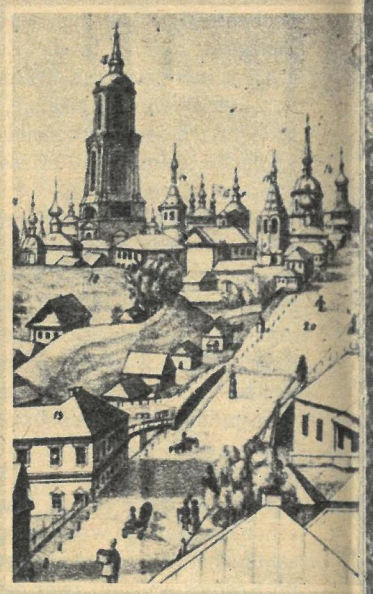
sind nicht der Großstadthektik ausgesetzt. Das überträgt sich auf die Gäste. Die Gastgeber freuen sich auf den Besuch und haben für ihn mehr Zeit. Rechnen die Moskauer täglich mit etwa zwei Millionen Besuchern aus den anderen Republiken und dem Ausland, geht es in den altrussischen Städten vergleichsweise gemütlich zu. Außerdem ist der Besucher mit Nahverkehrsmitteln oder gar zu Fuß rasch in der Landschaft... Doch auch die Großstädte bereiten sich im 12. Planjahrfünft auf mehr Besucher und mehr Komfort vor: 12 000 Betten zusätzlich erhalten bis 1990 Moskau, Leningrad, Kiew und Irkutsk in Sibirien sowie die mittelasiatischen Tourismus-Hochburgen. Fast die Hälfte der finanziellen Mittel wird für die Rekonstruktion bestehender Einrichtungen aufgewendet. Davon profitieren das ehrwürdige „Metropol" am Moskauer Marx-Prospekt oder das Leningrader „Europa" und Hotels in Sotschi und Baku. Schaut sich der Falke von Susdal nach neuen Möglichkeiten für seine Gäste um? *D. H.*

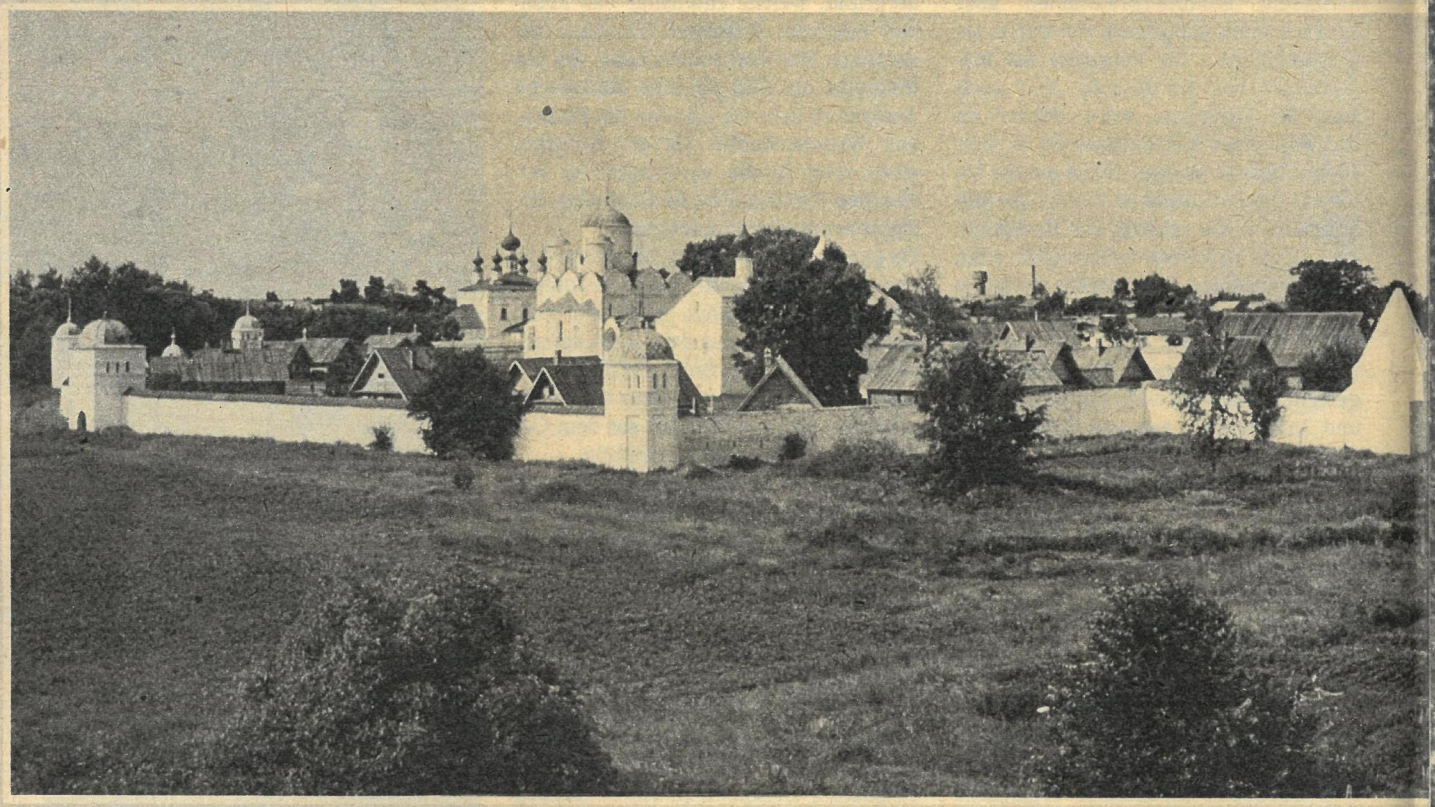
Fotos: V. Billeb (2), S. Chatschikjan/TASS, N. Akimow/TASS (2), Archiv
Texte und Information: K.-H. Gummich
Redaktion: D. Heimlich

Susdal

...wurde bereits 1024 in einer Urkunde erwähnt, als Festung. Die Stadt liegt nur (!) 200 Kilometer von Moskau entfernt. Der Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert verrät (Abb. rechts), daß sie sich nach allen Zerstörungen immer wieder erholte. Susdal gehört zum „Goldenen Ring" alter Städte um Moskau. Im 9. bis 11. Jahrhundert entstanden in Mittelrußland (damals Rus), besonders im Nordosten, nacheinander viele Städte mit einer Bevölkerungszahl von 10 000 bis 20 000 Einwohnern, was für damalige Verhältnisse sehr viel war. Diese Städte spielten bei der Entwicklung des russischen Staatswesens, bei der Verbreitung von Bildung und Kultur in der Rus eine äußerst wichtige Rolle.

Das Gebiet Wladimir (mit der gleichnamigen Gebietshauptstadt) und Susdal wurden 1967 gemeinsam als Museumsreservat und Touristenzentrum zum Schwerpunkt für Rekonstruktion und Restaurierung erklärt. Außer dem Kreml ist das Pokrow-Kloster zu Mariä Schutz und Fürbitte ein Architekturdenkmal von seltener Geschlossenheit. Überhaupt versammeln sich auf nur acht Quadratkilometern über hundert einmalige Denkmale russischer Baukunst. Nahe dem Kreml aus dem 11. Jahrhundert sind am Flüßchen Kamenka Windmühlen, Bauernhäuser und Kirchen (wie die Spaso-Preobrashenski-Kirche aus dem Dorf Kosljatjewo, auf dem rechten Foto oben) zu sehen. Der Türklopfer (auf dem Foto darunter), in traditioneller Feuervergoldungstechnik ausgeführt, gehört zur „Goldenen Pforte" der Roshdestwenster Kathedrale auf dem Kreml-Gelände. Handwerklich-künstlerische Entdeckungsmöglichkeiten, soweit das Auge reicht. In den Jahren der Sowjetmacht ist Susdal wenig gewachsen. Hotel und Motel sind so ein-





Was tun?

Was muß ich tun, wenn auf dem Flughafen festgestellt wird, daß mein Gepäck beispielsweise drei Kilo schwerer als zugelassen ist?
Michael Kunze, Conow

Bei einer Auslandsreise können Sie 20 Kilogramm Reisegepäck kostenlos mitnehmen. In einer kleinen Tasche, die nicht aufgegeben wird, können Sie Fotoapparat und Filme transportieren und sie als Handgepäck mit ins Flugzeug nehmen. Haben Sie Übergepäck, wird Ihr Koffer zunächst zurückgestellt. Sie gehen mit der Information über die Höhe des Übergepäcks an den Schalter der Interflug (in Schönefeld gleich neben der Abfertigung in der ersten Etage!) und zahlen dort den entsprechenden Preis. Der ist abhängig von der Entfernung, aber die Faustregel lautet: 1 kg Übergepäck = 1,00 Mark. Wenn Sie vielleicht mit Ihrer Frau verreisen, läßt sich das ausgleichen, denn Sie dürfen gemeinsam 40 Kilo auf die Waage stellen.

Reiserecht

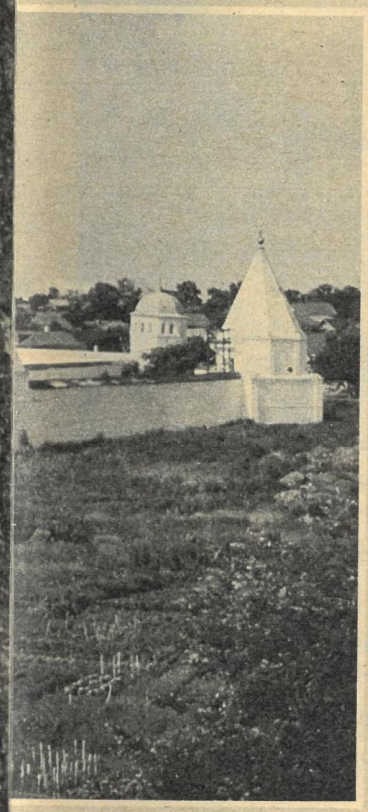
Der Verlag Die Wirtschaft hat ein Beratungsbüchlein „Rechte beim Reisen" herausgegeben, das für 7,20 M noch im Handel ist. Unter der Leitung von Prof. Dr. jur. habil. Claus J. Kreutzer hat ein internationales Autorenkollektiv Ratschläge über Beförderung, Beherbergung, Bewirtung und vieles andere in sozialistischen Ländern zusammengestellt. 231 informative Seiten lohnen die Anschaffung!

Transsib?

Eine Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn soweit wie möglich, vom Anfangs- bis zum Endpunkt, das wäre nochmals mein Wunsch. Welche Möglichkeit können Sie empfehlen?
Eberhard Deichsel, Breitenbrunn

Eine Reise mit der Transsib kann nur als Einzelreise über eine Zweigstelle des Reisebüros bestellt werden. Die Zweigstellen des Reisebüros erhalten für jede Reisesaison ein Kontingent für Einzelreisen, das etwa nur zwei Prozent aller von Intourist dem Reisebüro der DDR angebotenen Reisen ausmacht. Es ist zwar möglich, eine solche Reise zu buchen, aber nur im Rahmen dieses kleinen Anteils von Einzelreisen. Den Reiseveranstalter – in diesem Falle Intourist – kosten sie außerordentlich aufwendige Organisationsarbeit. Die Reise ist ja nicht im Standard vorhanden, sondern jede einzelne Leistung muß

gepaßt, daß sie die alte Silhouette nicht stören. Die Gaststätten geben sich hier ebenfalls historisch: Pochljobka – Fleischbrühe auf Bojarenart – wird angeboten oder Erzbischof-Fischsuppe, Braten nach Susdaler Art, Fleischtopf nach Kaufmannsart, Honigbier Medowucha... Vom 25. Dezember bis zum 5. Januar ist Susdal eine der Gastgeberinnen des Festes „Russischer Winter". Puppenspieler und kostümierte Musikanten, Spezialitätenverkäufer und Troikas lassen vor Susdaler Kulisse das alte Rußland wiedererstehen. Susdal ist erreichbar von Moskau aus in etwa drei Stunden Bahnfahrt.



in jeder Stadt bestellt und gebunden werden. Bei einer Strecke von über 10 000 Kilometern will auch überlegt sein, ob sie gänzlich mit der Bahn und zurück mit dem Flugzeug bewältigt werden soll, oder umgekehrt. Es empfiehlt sich, solche Einzelheiten mit einer Zweigstelle des Reisebüros zu beraten. Überlegen Sie vorher, wieviel Zeit Sie aufwenden können!

Trampen

Ist es erlaubt, in der UdSSR oder in anderen sozialistischen Ländern per Anhalter zu fahren? Wie sieht es mit dem Rechtsschutz in diesem Falle aus?

Klaus-Peter Kolberg, Hagenow

In der UdSSR gibt es keine Reiseart für Auslandstouristen, die das Reisen per Anhalter erforderlich macht. Jedenfalls sind weite Entfernungen auf diese Weise nicht zurückzulegen. Anders ist es, wenn Sie beispielsweise in Sotschi Urlaub machen und dort auf der Straße einen einheimischen Fahrer anhalten. Er wird Sie sicherlich eine kurze Strecke mitnehmen. Die rechtliche Seite haben die Beteiligten selbst zu verantworten. In anderen sozialistischen Ländern ist das Trampen recht verbreitet, aber rechtliche Probleme haben der Fahrer und derjenige, der einsteigt, ebenfalls selbst zu verantworten. Bevor jemand mit einer solchen Absicht auf Reisen geht, sollte er sich mit der Staatlichen Versicherung der DDR beraten. Im übrigen sollten Mädchen, die die Absicht haben, ein bulgarisches Reiseziel auf diese Weise zu erreichen oder beispielsweise dort Ausflüge zu unternehmen, immer auch bedenken, daß Gesten, Sitten und Worte dort eine andere Bedeutung haben als zu Hause. Wer möchte im Ausland in eine Situation geraten, die eigentlich nicht gewünscht oder beabsichtigt war?

Vormerken

Kann man Reisen beim Reisebüro der DDR eigentlich nur über eine Vormerkkarte buchen?

Norbert Fischer, Magdeburg

Die Antwort lautet eindeutig – nein! Die Vormerkkarte hat für den interessierten Touristen den Vorteil, daß er für die entsprechende Reisesaison seinen Wunsch anmeldet und dann auch zuerst aus den vorhandenen Reisen bedient wird. Damit wird ihm mehrfaches Nachfragen erspart. Er erhält über den Rechner zu festgelegten Zeitpunkten eine Antwort, ob sein Reisewunsch erfüllt werden kann oder nicht. Erfahrungsgemäß werden aber nur 25 bis 30 Prozent der aufgelegten Reisen auf diese Weise vorreserviert. Die Mehrheit der Reisen wird nach der Bearbeitung der Vormerkkarten in allen Zweigstellen verkauft und steht jedermann zur Verfügung.

Aus dem Gesamtvolumen der Reisen wird jedoch ein größerer Anteil für Betriebe vorbehalten, die eine bestimmte Zeit daraus wählen können. Die Betriebe verwenden diese Reisen für Auszeichnungen und Anerkennungen im sozialistischen Wettbewerb. Oft chartern sie ganze Züge oder Schiffe für mehrere hundert Personen. Aber auch kleinere Betriebe erhalten aus diesem Fonds Reisen für ihre Mitarbeiter.

Saison?

Das Reisebüro benennt verschiedene Saison-Abschnitte. Wie wird das berechnet?

Angela Reimer, Halle

Das Reisebüro der DDR teilt das Jahr in folgende Saison-Abschnitte ein:
WINTER
1. Januar–30. April
SOMMER
1. Mai–30. September
HERBST
1. Oktober–31. Dezember

Berg-See

Berlin–Minsk–Dombai–Sotschi, ist das nicht eine sehr anstrengende Route? Wie sieht das Programm aus?

Dörte Winter, Berlin

Diese kombinierte Reise dauert 14 Tage. Minsk ist lediglich Transitstation mit einer Übernachtung, jedoch ohne Programm. Der Flug wird fortgesetzt bis Mineralnyje Wody. Von dort fährt man mit dem Bus nach Dombai im Kaukasus. Dieser Aufenthalt dauert vom 3. bis zum 8. Tag. Im Programm sind Spaziergänge zur Amanaus-Schlucht und zum Alibek-Gletscher enthalten. Für eine weitere Fußwanderung wird ein Stück Weg mit dem Bus zurückgelegt, Richtung Muchin-Paß. Festes Schuhwerk ist unbedingt erforderlich. Die Wanderrouten sind aber so geplant, daß auch nicht trainierte Touristen sie bewältigen können. Schließlich führt noch eine Exkursion nach Musa Atschitara, und dafür steht ein Sessellift zur Verfügung. Dombai ist 1650 Meter hoch, am Fuß des Großen Kaukasus, gelegen.

Vom 10. bis zum 15. Tag ist der Aufenthalt im Zentrum von Sotschi vorgesehen. Ausflüge zum Berg Achun mit dem weiten Blick auf Ufer- und Berglandschaft oder zum reizvollen Riza-See sowie eine Busfahrt nach Kap Pizunda, dem internationalen Seebad an der Schwarzmeerküste, stehen auf dem Programm.

Skateboard erfreut sich in Jerewan großer Beliebtheit: Wozu brauche ich einen Bus, fragt sich Student Kantun Organes.

Jakow Michailowitsch Swerdlow lernte ich unmittelbar nach meiner Ankunft in Rußland kennen, früher hatte ich lediglich von ihm gehört und wußte, daß er ein unermüdlicher sozialdemokratischer, bolschewistischer Kämpfer war, wußte, daß er immer wieder ins Gefängnis und in die Verbannung geriet und jedesmal auf rätselhafte Weise von dort floh, daß er, hatte man ihn gefaßt und erneut eingesperrt, wieder floh und sofort, wohin das Schicksal ihn auch verschlagen mochte, daranging, bolschewistische Komitees oder Parteizellen zu organisieren.

Im illegalen Bereich, bei der intensiven, wenn auch begrenzten Arbeit des Organisators und Revolutionärs war er hervorragend, und diese Erfahrung erwies sich als ausreichend, um aus Swerdlow den Schöpfer unserer Verfassung sowie den allen imponierenden Vorsitzenden des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees zu machen, der gleichzeitig im wesentlichen die Leitung des Sekretariats des Parteizentrums in Händen hatte. Seinerzeit, vor den Julitagen 1917, gehörte Swerdlow sozusagen dem Hauptstab der Bolschewiki an, der zusammen mit Lenin alle Ereignisse leitete. In den Julitagen rückte er in den Vordergrund. Ich will mich hier weder über die Ursachen noch über die Bedeutung der Julidemonstration des Petrograder und Kronstädter Proletariats (gemeint ist die Demonstration vom 3. Juli 1917 – d. Red.) verbreiten. Die technische Organisation (nachdem es sich als unmöglich erwiesen hatte, die Demonstration zu verhindern), ging in erheblichem Maße durch Swerdlows Hände.

Es war ganz unbegreiflich, daß Swerdlow, während gegen Lenin ein Haftbefehl ergangen war und ich mit einer ganzen Reihe anderer Bolschewiki und linker Sozialrevolutionäre im Gefängnis landete, nicht verhaftet wurde, obwohl die bürgerlichen Zeitungen direkt auf seine führende Rolle bei dem, was sie als „Aufstand" bezeichneten, hinwiesen. Jedenfalls ermöglichte das Swerdlow, soviel ich weiß, in jenem verhängnisvollen Augenblick der eigentliche Parteiführer zu sein und der Partei, trotz der erlittenen Niederlagen, Mut einzuflößen.

Dann erreichte Jakow Michailowitsch zur Zeit der Einberufung der Konstituierenden Versammlung erneut geschichtliche Höhe. (Die Konterrevolution versuchte mit der Konstituierenden Versammlung, die Sowjetmacht zu stürzen – d. Red.) Er bekam den Auftrag, bis zur Wahl eines Präsidiums den Vorsitz zu führen.

Mit eiskalter Ruhe

Mir scheint, nicht nur in der gesamten Tätigkeit Swerdlows, sondern sogar in seinem gleichsam leicht afrikanischen Aussehen zeigte sich ein außerordentlich starkes Temperament. Inneres Feuer hatte er natürlich sehr viel, äußerlich aber war dieser Mann absolut eiskalt. Stand er nicht gerade auf der Rednertribüne, so sprach er mit gleichbleibend leiser Stimme, er ging leise, und alle seine Gesten waren langsam, als wolle er allen ringsum zu jeder Minute stumm sagen: „Ruhig, nicht überstürzt, hier braucht es Selbstbeherrschung."

Die große Mehrheit der kommunistischen ebenso wie der sozialrevolutionären Delegierten vibrierte an jenem Tag (5. 1. 1918 – d. Red.) geradezu fieberhaft, und der ganze Taurische Palast (Versammlungsort in Petrograd – d. Red.) summte wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm; denn die Sozialrevolutionäre hatten das Gerücht in Umlauf gebracht, die Bolschewiki hätten vor, die Rechte und das Zentrum der Konstituierenden Versammlung zu zerschlagen, und unter den Bolschewiki gingen Gerüchte um, die Sozialrevolutionäre seien zu allem entschlossen. Außer einer bewaffneten Demonstration würden sie sich auch mit Waffengewalt der Auflösung der Konstituierenden Versammlung widersetzen und vielleicht vor den Augen der ganzen Welt „mit dem dieser Partei eigenen Heldenmut" das eine oder andere Attentat „gegen die Usurpatoren, die der Revolution Schimpf angetan haben" und „unverfroren auf den mit Gewalt eroberten Regierungsbänken sitzen", verüben. In Wirklichkeit begingen die Sozialrevolutionäre keine derartigen Ausschreitungen, und wir Bolschewiki dachten nicht einmal im Traum daran.

In dieser nervenzerreißenden Situation nun, als alle ihre Plätze eingenommen hatten und die Spannung ihren Höhepunkt erreichte, forderten die Rechten und das Zentrum voller Erregung die Eröffnung der Sitzung. Aber unterdessen war Swerdlow verschwunden. Wo war Swerdlow? Bei manchen begann sich Unruhe breitzumachen. Irgendein Graubart, zum Alterspräsidenten wie geschaffen und zweifellos deshalb dazu ausersehen, hatte schon das Rednerpult erklommen und die Hand nach der Glocke ausgestreckt. Die Sozialrevolutionäre hatten beschlossen, die Sitzung durch einen der voraussichtlichen Senioren eigenmächtig zu eröffnen. Da aber tauchte, wie aus dem Boden gestampft, die Gestalt Swerdlows auf, der gar nicht daran dachte, seine Schritte zu beschleunigen. Mit seinem üblichen gemessenen Gang trat er ans Rednerpult, als bemerke er den ehrwürdigen Greis von den Sozialrevolutionären überhaupt nicht, schob ihn beiseite, läutete und erklärte mit einer Stimme, der auch nicht die geringste Erregung anzumerken war, laut und mit eiskalter Ruhe die erste Sitzung der Konstituierenden Versammlung für eröffnet.

Auf die Einzelheiten dieser Szene gehe ich deshalb ein, weil sie den ganzen weiteren Verlauf dieser Sitzung psychologisch vorbestimmte. Von diesem Augenblick an bis zum Ende zeigten die Linken die ganze Zeit über große Selbstbeherrschung. Das Zentrum, eben noch vor Erregung siedend, war nach der kurzen kalten Dusche Swerdlows plötzlich abgekühlt. In diesem felsenfesten Ton hatte man sofort die ganze Unerschütterlichkeit und Entschlossenheit der revolutionären Regierung gespürt.

Wenn die Revolution eine große Anzahl unermüdlich arbeitender Kämpfer hervorgebracht hat, die anscheinend die Grenzen menschlicher Arbeitsfähigkeit überschritten, so gebührt einer der ersten Plätze in dieser Hinsicht Swerdlow. Wann er Zeit zum Essen und zum Schlafen fand – ich weiß es nicht. Tag und Nacht war er auf dem Posten. Leiteten Lenin und einige andere die Revolution ideologisch, so war das Bindeglied zwischen ihnen und den Massen, der Partei, dem Sowjetapparat und schließlich ganz Rußland, die Schraube, um die sich alles drehte, der Draht, über den alles lief, kein anderer als Swerdlow. Ein Mann wie aus Eis, ein Mann wie ein Diamant, Swerdlows Charakter war von derselben, fast durchsichtigen kristallenen Klarheit. Ihm gingen kalte Bissigkeit, persönlicher Ehrgeiz und persönliche Berechnung gänzlich ab.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob unser Diamant Swerdlow gerade infolge der übermäßigen Arbeiten zerbrochen ist.

Swerdlow hatte sich nach einer Rede in der Provinz erkältet, in Wirklichkeit jedoch ist er schließlich ganz einfach, ohne sich zu beugen, an der übermenschlichen Aufgabe zerbrochen, die er sich aufgebürdet hatte. Obwohl er also nicht, wie viele andere Revolutionäre, auf dem Schlachtfeld gestorben ist, haben wir deshalb das Recht, von ihm als von einem Menschen zu sprechen, der sein Leben hingegeben hat, der es der Sache, der er diente, geopfert hat. (Swerdlow starb 1919 – d. Red.)

Jakow Michailowitsch Swerdlow

Moissej Solomonowitsch Urizki

Die beste Grabrede für ihn waren Wladimir Iljitschs Worte: Solche Menschen werden wir nie ersetzen können, man muß sie durch ganze Gruppen von Menschen ersetzen.

Das offene Gefängnis

Kennengelernt habe ich ihn 1901. Zwischen Gefängnis und Verbannung war ich für kurze Zeit zu meinen Angehörigen nach Kiew entlassen worden.

Auf Bitten des örtlichen Roten Kreuzes hatte ich dort zu dessen Gunsten ein Referat gehalten, und wir alle – der Lektor wie die Zuhörer, waren, von Kosaken eskortiert, ins Kukjanow-Gefängnis abgeführt worden.

Als wir uns ein wenig umgesehen hatten, erkannten wir, daß das ein besonderes Gefängnis war. Die Zellentüren wurden nie abgeschlossen, die Hofgänge erfolgten gemeinsam, und während der Hofgänge trieb man abwechselnd Sport oder hörte Lektionen zum wissenschaftlichen Sozialismus. Abends setzten sich alle an die Fenster, und es wurden Lieder gesungen und Gedichte deklamiert. Im Gefängnis bestand eine Kommune, so daß sowohl die Verpflegungsrationen als auch alles, was die Familien schickten, in einen Topf wander-

Der Diamant und der Bär

Anatoli Lunatscharski – „ein bedeutender, verteufelt talentierter Mann" – so charakterisierte ihn Lenin. Als siebzehnjähriger Gymnasiast agitierte er unter den Eisenbahnern seiner Heimatstadt, studierte in Zürich, Paris und Nizza. Mehrmals machte er Bekanntschaft mit den zaristischen Gefängnissen, war zur Emigration nach Italien und Frankreich gezwungen. 1915 beginnt in der Schweiz die Zusammenarbeit Lunatscharskis mit Lenin. Nach dem Sieg der Oktoberrevolution wird er der erste Volkskommissar für Bildungswesen. Lunatscharski war ein Meister des literarischen Porträts. Als aufmerksamen, kritischen Beobachter lernen wir ihn nun in dem Buch „Schlaglichter" kennen, das FREIE WELT in Auszügen abdruckt.

ten. Die Einkäufe auf dem Markt auf gemeinsame Rechnung sowie die Leitung der Küche mit dem gesamten, sich aus Kriminellen zusammensetzenden Personal oblagen ebenfalls der Kommune der politischen Gefangenen. Die Kriminellen hatten eine hohe Meinung von der Kommune, hatte diese doch die Prügelstrafe, ja selbst Beschimpfungen ultimativ aus dem Gefängnis verbannt.

Wie aber war dieses Wunder der Umwandlung in eine Kommune geschehen? Die Sache war die, daß nicht so sehr der Direktor, als vielmehr der Sprecher der Politischen das Gefängnis leitete, und das war Moissej Solomonowitsch Urizki. Damals trug er einen schwarzen Vollbart und sog beständig an einer kleinen Pfeife. Phlegmatisch und unerschütterlich, einem Bootsmann für große Fahrt ähnlich, ging er, tappend wie ein junger Bär, im Gefängnis umher, wußte alles, war überall rechtzeitig zur Stelle, imponierte allen und war für die einen ein Wohltäter, für die anderen eine unangenehme, aber unüberwindliche Autorität.

Die Jahre vergingen. Beide waren wir in dieser Zeit in der Verbannung, beide wurden wir Emigranten.

Als linker Menschewik war Urizki ein aufrichtiger und leidenschaftlicher Revolutionär und Sozialist. Unter seiner scheinbaren Kälte und seinem Phlegma verbarg sich ein außergewöhnlich tiefer Glaube an die Sache der Arbeiterklasse.

Er machte sich gern über jedes Pathos und über erbauliche Reden „von allem Großen und Schönen" lustig, war stolz auf seine Nüchternheit und kokettierte gern damit, ja er gab sich sogar den Anschein eines Zynikers. In Wirklichkeit aber war er ein Idealist reinsten Wassers! Ein Leben außerhalb der Arbeiterbewegung gab es für ihn nicht. Seine starke politische Leidenschaft schäumt nur deshalb nicht über, weil sie völlig beherrscht und planmäßig auf ein einziges Ziel gerichtet war. Infolgedessen offenbarte sie sich nur in Tätigkeit, und zwar in äußerst zweckdienlicher Tätigkeit.

Beileibe nicht allen ist die wahrhaft gigantische Rolle des Revolutionären Militärkomitees in Petrograd etwa vom 20. Oktober an bis Mitte November 1917 bekannt. Den Höhepunkt dieser schier übermenschlichen Organisationsarbeit bildeten die Tage und Nächte vom 24. Oktober bis Ende des Monats. Alle diese Tage und Nächte schlief Urizki nicht. Um ihn herum war eine Handvoll Menschen von gleichfalls großer Kraft und Ausdauer, doch sie ermüdeten, wurden abgelöst, leisteten Teilarbeit – Urizki harrte, mit vor Schlaflosigkeit roten Augen, doch ebenso ruhig und lächelnd wie immer, auf seinem Posten im Sessel aus, bei dem alle Fäden zusammenliefen und von dem alle Fäden, alle Direktiven der damaligen revolutionären Organisation ausgingen, die aus dem Boden gestampft und noch ungefüge, aber mächtig war.

Nach dem Sieg vom 25. Oktober und der auf diesen folgenden Serie von Siegen in ganz Rußland war eines der besorgniserregendsten Momente die Frage der Beziehungen, die sich zwischen der Sowjetregierung und der nahe bevorstehenden „Konstituante" herausbilden würden. Zur Regelung dieser Frage bedurfte es eines erstklassigen Politikers, der es verstand, eisernen Willen mit der notwendigen Gewandtheit zu vereinen. Es wurde nur ein Name genannt: Urizki.

Und man mußte unseren „Kommissar für die Konstituierende Versammlung" in jenen stürmischen Tagen gesehen haben! Ich kann verstehen, daß alle diese „Demokraten" mit ihren üppigen Phrasen von Recht, Freiheit usw. von glühendem Haß auf den kleinen, rundlichen Mann erfüllt waren, der sie durch die schwarzen Ringe seines Kneifers kühl und ironisch anblickte, der allein schon mit seinem nüchternen Lächeln alle ihre Illusionen verscheuchte und mit jeder Geste die Herrschaft der revolutionären Macht über die revolutionäre Phrase verkörperte.

Als sich am ersten und letzten Tag der „Konstituante" über das aufgewühlte Meer der Sozialrevolutionäre die feierlichen Reden Tschernows (führender Ideologe der Sozialrevolutionäre – d. Red.) ergossen und das „hohe Haus" jeden Augenblick zu bekunden suchte, daß gerade dieses die wahre Macht verkörpere, da lief Genossen Urizki ganz genauso wie einst im Gefängnis mit demselben Bärenschritt, mit derselben lächelnden Gelassenheit, durch den Taurischen Palast – und wieder wußte er alles, war er überall rechtzeitig zur Stelle und flößte den einen ruhige Zuversicht, den anderen aber völlige Hoffnungslosigkeit ein.

„Urizki hat etwas Fatales an sich!" hörte ich an jenem denkwürdigen Tag einen rechten Sozialrevolutionär sagen.

Ein gezielter Schlag

Die Konstituierende Versammlung wurde aufgelöst. Doch es kamen neue, noch beunruhigendere Schwierigkeiten…

Die Februaroffensive (1918 – d. Red.) der Deutschen begann.

Gezwungen, die Stadt zu verlassen, übertrug der Rat der Volkskommissare den Zurückbleibenden die Verantwortung für Petrograd, das sich in einer nahezu ausweglosen Lage befand. „Ihr werdet es sehr schwer haben", sagte Lenin zu den Zurückbleibenden, „aber Urizki bleibt hier", und das beruhigte.

Von da an führte er seinen geschickten und heroischen Kampf gegen Konterrevolution und Spekulation in Petrograd. Wie viele Verwünschungen, wie viele Beschuldigungen im Laufe dieser Zeit auf ihn herniedergingen! Ja, er war furchtgebietend, er verbreitete nicht nur durch seine Unerbittlichkeit, sondern auch durch seine Wachsamkeit Schrecken. In seinen Händen vereinigte er die Tscheka und das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten, er spielte auch in vieler Hinsicht eine führende Rolle in den auswärtigen Angelegenheiten, und so war er der furchtbarste Feind der Diebe und Räuber des Imperialismus aller Schattierungen und aller Spielarten in Petrograd.

Sie wußten, was für einen mächtigen Feind sie in ihm hatten. Ihn haßten auch die Spießbürger, für die er die Verkörperung des bolschewistischen Terrors war.

Wir aber, die wir Seite an Seite mit ihm gestanden haben, wir wissen, wieviel Großmut in ihm war und wie er die nötige Härte mit echter Güte zu vereinen wußte. Gewiß, es war keine Spur von Sentimentalität in ihm, Güte jedoch besaß er in reichem Maße. Wir wissen, daß seine Arbeit nicht nur schwer und undankbar, sondern auch qualvoll war.

Sie haben ihn ermordet (30. 8. 1918 – d. Red.). Sie haben uns einen wahrlich wohlgezielten Schlag versetzt. Sie haben sich einen der klügsten und stärksten Freunde der Arbeiterklasse ausgesucht.

Ende

Mit freundlicher Genehmigung des Dietz Verlages

Fotos: Dietz Verlag

Heute und morgen in unserer Stadt (5)

Kleinod Großer Moor, Schwerin

Eine Beitragsfolge von Prof. Dr. Werner Rietdorf, Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR

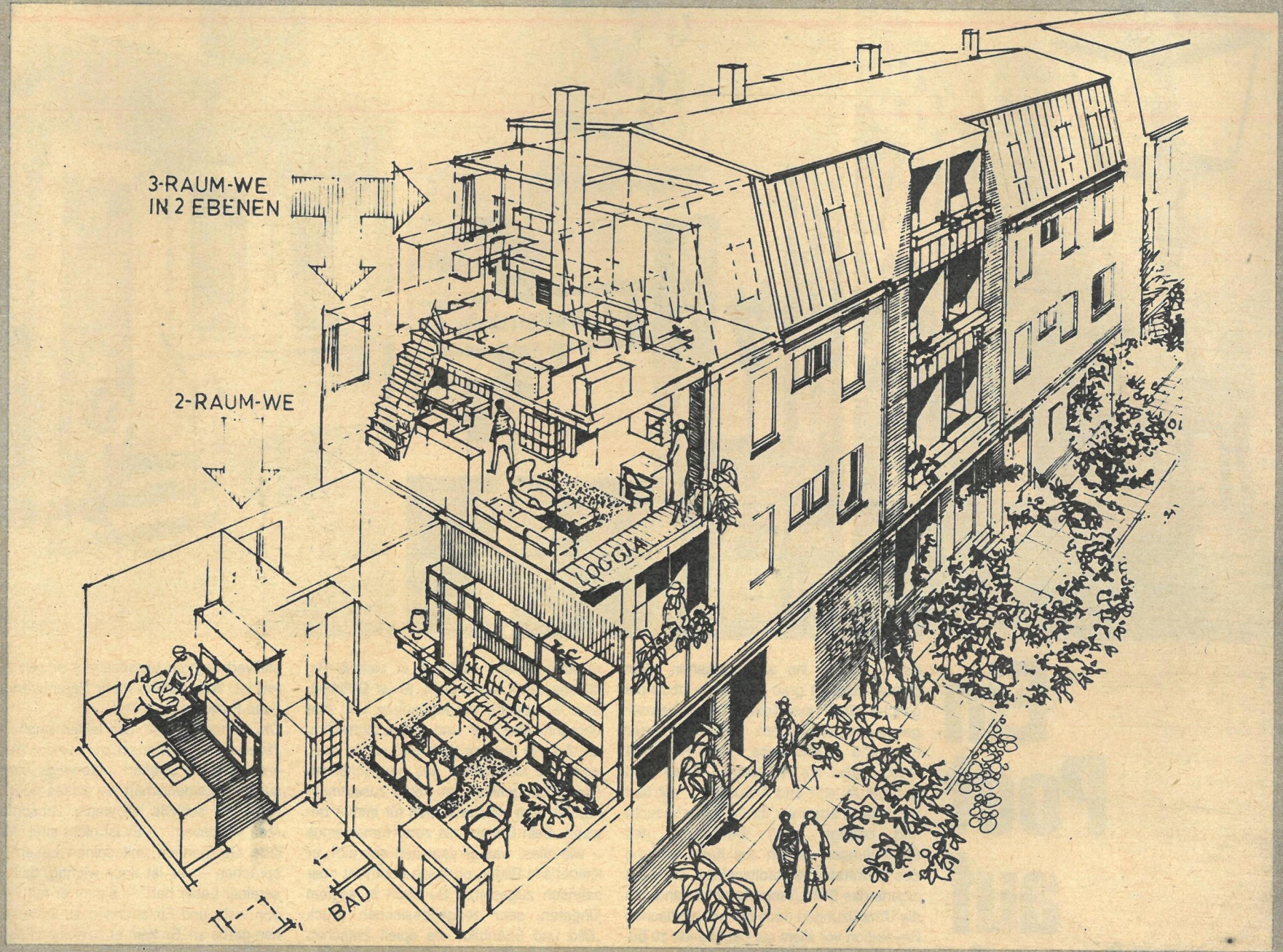
Die mehr als 825 Jahre alte Bezirksstadt Schwerin ist eine der ältesten im Norden unserer Republik. War sie jahrhundertelang lediglich eine verträumte mecklenburgische Residenzstadt, so ist sie heute durch eine leistungsstarke aufblühende Industrie geprägt. Kein Wunder, daß Schwerin besonders in den letzten Jahrzehnten über seine Grenzen hinauswuchs.

Ausgehend vom bestätigten Generalbebauungsplan bis 1990, wandten sich Schwerins Stadtväter und Bauleute seit etwa Mitte der 70er Jahre zunehmend dem Bauen in der Innenstadt zu. Angefangen wurde am Altstädtischen Markt mit dem Neuaufbau mehrerer Bürgerhäuser. Es folgten Rekonstruktionen in der Schmiedestraße, Hermann-Matern-Straße und Karl-Liebknecht-Straße und in diesem Zusammenhang auch der schrittweise Aufbau eines differenzierten Fußgängerbereiches in der Innenstadt. Im Bereich Schlachterstraße/ Schlachtermarkt wurden eine Reihe malerischer 2- und 3geschossiger Fachwerkhäuser aus dem 18. und 19. Jahrhundert rekonstruiert (Bild oben rechts: Schlachtermarkt mit dem Brunnen von Stefan Horota „Von Herrn Pastor sien Kauh").

Vor nunmehr etwa sieben Jahren begann die Rekonstruktion und Erneuerung des ältesten und damit kompliziertesten Teils des historischen Stadtkerns, das Gebiet des Großen Moor. Der erste Bauabschnitt mit etwa 110 Wohnungen wurde 1981 beendet. Die in industrieller Plattenbauweise an der

Seit meiner Kindheit bin ich im ältesten Viertel meiner Stadt, die im vergangenen Jahr ihr 825jähriges Jubiläum feierte, zu Hause und wohnte viele Jahre in einem der typischen Häuser des alten Schwerin. In den letzten Jahren verjüngte es sich zusehends. Ganze Straßen wurden rekonstruiert, sind uns aber trotzdem vertraut geblieben. Dafür den Architekten und Bauleuten ein Kompliment. Im April, vor dem XI. Parteitag der SED, zog meine Familie in eines der neuen Häuser am Großen Moor. (Das war die 200. Neubauwohnung dieses Jahres und zugleich die 22 000., die in Schwerin seit dem VIII. Parteitag der SED übergeben wurde, d. Red.) Der Große Moor ist eine Straße mit langer Geschichte, sie gehört heute zu unseren schönsten mit verschiedenen Geschäften und einem Café, in das man gerne einkehrt. Unsere 3-Zimmer-Zweietagenwohnung, die vom ersten in den zweiten Stock führt, gefällt uns sehr. Mein 11jähriger Sohn erhielt ein eigenes Zimmer. Jeder wird sich vorstellen können, daß wir glücklich sind.

Edelgard Schwarz,
Hausvertrauensmann

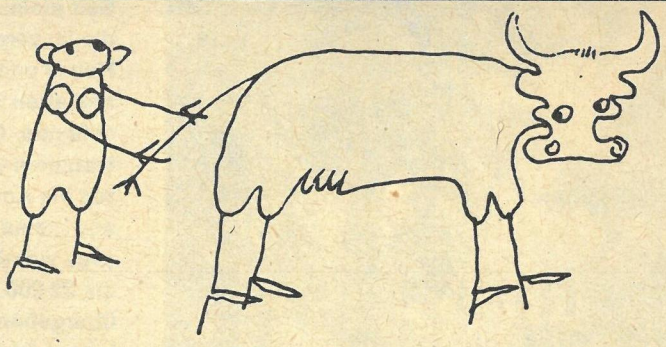


Puschkinstraße errichteten 4geschossigen Wohngebäude mit Verkaufseinrichtungen im Erdgeschoß und den charakteristisch gereihten Dachgiebeln prägen bereits wesentlich das Antlitz der Schweriner Innenstadt mit.

Inzwischen ist 1985 auch der 120 Neubauwohnungen umfassende zweite Baukomplex an der Südseite des Großen Moor übergeben worden (Bild links). Typisch sind hierbei das durch vorgezogene Loggien gegliederte Mansardendach mit Ziegeldeckung, die traditionelle Ausführung der Fassaden (Mauerwerk, Glattputz und Farbanstrich) und die Akzentuierung der Gestaltung durch vertikale Klinkerverblendungen (Zeichnung: perspektivischer Schnitt durch einen der 4geschossigen Neubauten in diesem Bauabschnitt). Die Architekten des Wohnungs- und Gesellschaftsbaukombinats Schwerin unter Leitung von Hans-Peter Schmidt, Heinz Lösler und Manfred Fuchs strebten mit dieser Gestaltung der Neubauten einen reizvollen Materialkontrast zu den erhalten gebliebenen und sorgfältig rekonstruierten Fachwerkgebäuden auf dem Großen Moor an.

Sind 1988 auch der dritte und vierte Bauabschnitt fertiggestellt, werden über 1300 Schweriner in vertrauter Umgebung in neuen Wohnungen zu Hause sein. Straßenbäume und ein gartenhofartiges Inneres der Wohnbereiche tragen zu einem anheimelnden Wohnmilieu bei.

Zeichnung: Dipl.-Ing. Manfred Fuchs, Wohnungs- und Gesellschaftsbaukombinat Schwerin
Fotos: Detlev Steinberg



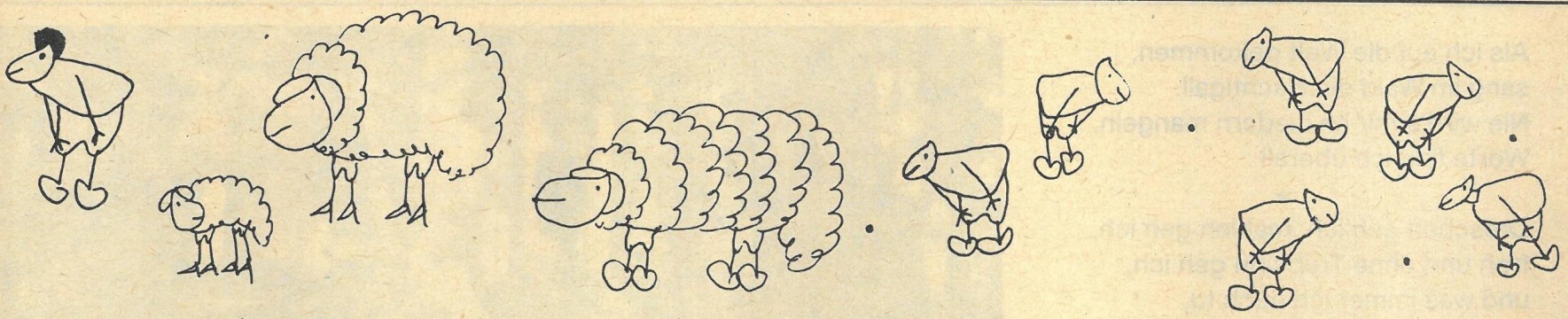
Ein Poet auf Pirsch

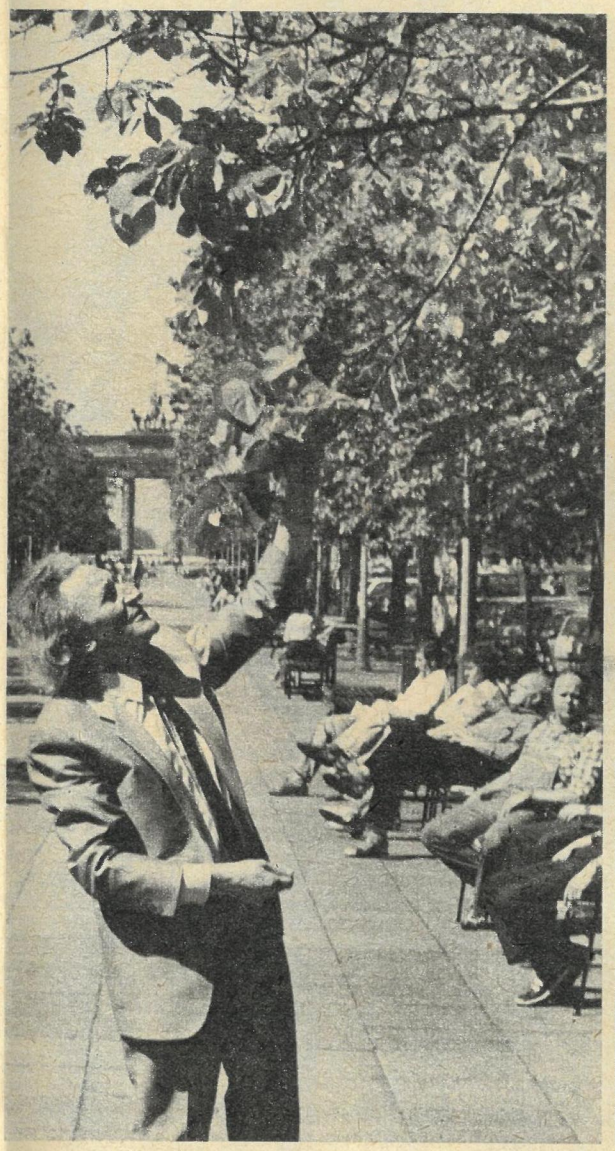
Die Zeichnungen von Jordan Raditschkow stellte uns der Reclam-Verlag Leipzig freundlicherweise zum Vorabdruck zur Verfügung.

Es ist schön, ihn wiederzusehen. Sein dichtes Haar ist grau geworden, doch die gleiche stille Freundlichkeit, jenes belustigende Augenzwinkern zwischen hoher Stirn und großer Nase, „eine Reise ist nichts weiter als ein bißchen Rauch und Ruß bei Abfahrt und Ankunft…". Vor fünf Sommern hatten wir ihn in Sofia besucht und befragt: nach Werdegang des Bauernjungen Jordan aus Kalimanzi und des Schriftstellers Raditschkow, der einst eigens das Dorf „Tscherkaski" erfand, um die Umwälzungen nach der sozialistischen Revolution vor allem auf dem Lande zu beschreiben. Heute sind seine Themen umfassender geworden, ein Chronist des Alltags ist er geblieben. Einer, der aus unserem Leben, unseren Widersprüchen auf eigene Weise optimistische Tragikomödien voller hintersinnig realistischer Poesie macht. Unerschöpflich produktiv, obwohl, wie er sagt, der Teufel ihm ein Bein stellte und ihn lange Zeit aufs Krankenbett warf. Er arbeitet also wieder, „gibt der Gesellschaft hundert Dinge und nimmt sich von ihr fünf oder zehn. Jeder müßte auf diese Weise arbeiten, damit diese Welt existieren kann", äußerte er einmal. Raditschkow ist Kommunist. Er ist Optimist. Sein Glaube an die Menschen und ihre Vernunft sitzt tief und unerschütterlich, die Zukunft unserer Welt wird schön sein, wenn die Menschheit aus den Scherben der Vergangenheit ein Gefäß zusammenfügt, in dem sie das Leben für immer bewahrt. Sein Bekenntnis zum Humanismus – wie alles, was er sagt und schreibt, er kleidet's in Bilder, poetisch überhöht oder satirisch zugespitzt. So auch in seinem jüngsten, sehr zeitgenössischen Stück „Bild und Ebenbild", es spielt zwischen Gott und Teufel und wird in der neuen Sofioter Theatersaison aufgeführt werden.

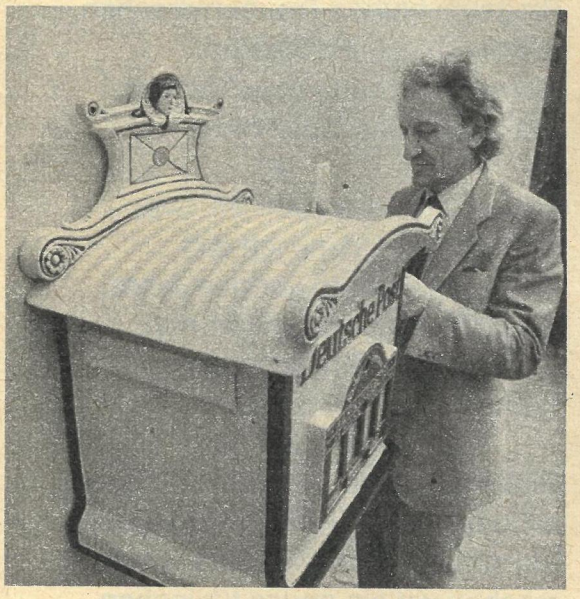
Er lächelt und behauptet, des Schriftstellers Platz ist am Schreibtisch, er braucht die Ruhe und die Einsamkeit. Aber, ein Schriftsteller ist auch ein Schatzgräber, er muß ständig suchen und vom Dasein Proben nehmen… findet er Geeignetes, dann macht er daraus einen Roman. Zum Beispiel „Der Sarg Noahs", der demnächst in Sofia erscheint. Oder Kurzgeschichten. Seine „Zärtliche Spirale" erhielt 1984 den Preis des Schriftstellerverbandes, dessen stellvertretender Vorsitzender er seit Jahren ist. Was für ihn mehr Verantwortung denn Funktion bedeutet.

Ob er noch immer der leidenschaftliche Jäger sei? „Der Mensch auf seinem Weg", antwortet er, „verliert unterwegs vieles, auch die Leidenschaft für dieses oder jenes, jetzt schieße ich wenig. Umsomehr rede ich davon!" – Er ist nicht eitel. Aber jede Gelegenheit, mit seinen Lesern zu sprechen – „es ist doch wichtig, daß unsereiner Leser hat!" – nimmt er mit Freuden wahr und Einladungen zu Diskussionen gerne an. So kam er zu seinen Lesern und Freunden in die DDR, unterhielt sich mit ihnen in Leipzig und Berlin und bekannte: „Wenn ein neues Buch von mir in Ihrem Lande erscheint, dann fühlt es sich genau wie ich – wohl!" Während die „Abenteuer einer Melone", „Wir Spatzen" und „Die fliegende Kreissäge" indessen längst heimisch bei uns sind, ist ihr Autor zum ersten Mal in Berlin und hegt den heimlichen Wunsch „es zu begreifen…" Was andere vielleicht übersehen, er nimmt es wahr. Möglicherweise wird eine Geschichte daraus, wundersam. Ein altes,





Jordan Raditschkow, Schriftsteller und Dramatiker aus Bulgarien, schreibt schier unglaubliche Geschichten, in denen er Lächerliches, Tragisches, Erhabenes, Komisches, Tiefsinn und Unernst verwebt. Manchmal zeichnet er skurrile Dinge dazu, die „Dem Herrgott aus dem Wagen gefallen". So heißt der Titel seines neuen Prosabändchens, welches demnächst im Reclam-Verlag erscheint. Novellen, Romane, Reisereportagen, mehr als ein Dutzend Bände stammen aus seiner Feder, sind in 18 Sprachen übersetzt. Autor phantastischer Theaterstücke wie „Januar", „Lasariza", „Versuch zu fliegen", die auch hierzulande erfolgreich gespielt wurden.



zweieinhalb Tonnen schweres Adlernest hatte ihn in Amerika mehr beeindruckt als die ganze gigantische Technik von Cape Caneveral. Und von den verschneiten Weiten Schwedens war's ein einzelner roter Handschuh auf einem kahlen Baum, der ihm in besonderer Erinnerung blieb. – So ist der sonnige Tag wie geschaffen für eine „Pirsch" durch das neue Alt-Berlin, wo er gleich mitsummt, wenn junge Leute singen, wo das Haus, in dem sein Kollege Lessing vor mehr als zweihundert Jahren das klassisch gewordene Lustspiel „Minna von Barnhelm" beendete, ihm leider verschlossen bleibt. Doch die Linden Unter den Linden lassen sich anfassen und Nike, die den Knaben Heldengeschichte lehrt, neugierig beschauen. Was er dann unterm Sonnenschirm schreibt, um es in den nostalgischen Postkasten zu werfen, verrät er uns nicht. So ist am Ende alles wie seinerzeit sommers in Sofia: Er ist und bleibt ein Zauberer. Wir bestaunen, beobachten ihn, doch nie werden wir ganz hinter sein Geheimnis kommen.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)

Als ich auf die Welt gekommen,
sang im Wald die Nachtigall.
Nie wird's mir an Liedern mangeln,
Worte find ich überall.

★

Dreschen geh ich, mahlen geh ich,
froh und ohne Trübsinn geh ich,
und was immer ich auch tu,
stets weiß ich ein Lied dazu.

★

Abends, wenn es ringsum dunkelt,
ich ein Liedchen mir erfind:
Hören solln es alle Burschen,
die noch ohne Bräutchen sind.

★

Ei, du feine Sängerin,
singe mit mir um die Wette!
Wenn dein Liedchen mich besiegt,
wirst du bald mein Bräutchen werden.
Doch besiegt mein Liedchen dich,
nehm ein andres Bräutchen ich.

★

Ringsum blühen Traubenkirschen,
mittendrin ein Apfelbaum.
Ringsum singen junge Töchter,
mittendrin das Mütterlein

★

Flinkes Flüßchen dort im Tale,
wieviel Gutes dank ich dir!
Brachtest Heu im vor'gen Jahre,
dies Jahr einen Schnitter mir.
Übers Jahr steht eine kleine
Harkerin vor meiner Tür.

★

Bist ein Bursche, bin ein Mädchen,
laß uns nun die Ringlein tauschen,
tun zusammen wir die Beinchen,
machen wir ein neues Kleinchen.

★

Einen guten Mann hab ich,
nichts wird er mir je verwehren.
Nur das eine darf ich nicht:
ihm im Bett den Rücken kehren.

★

Lieber Gott, was soll ich machen?
Jung nahm ich ein Bräutchen mir.
Kann mit Freuden bei ihr liegen,
aber wovon leben wir?

★

Bin ein fleiß'ger Arbeitsmann,
Tag und Nacht ich werken kann:
Mach am Tage meine Löffel,
nachts die Suppenlöffler dann.

Ringsum blühen

Meine Großmutter sang in einem Volksliederchor, und mein Onkel, der Dorfschullehrer, spielte auf seiner Fidel zum Tanz unter der Linde. Das ist in unseren Breiten ziemlich aus der Mode gekommen. Die Jungen gehn in die Disko und singen keine Volksweisen mehr unter der Linde. Schade!
Aber es gibt Länder, in denen dieses alte Brauchtum fortlebt. Die Letten zum Beispiel führen mit ihren Volksliedern, die sie DAINAS nennen, alljährlich Wettkämpfe – der witzigste Text, die klangvollste Melodie, die schönste Stimme triumphieren. Es gibt dazulande so viel Volkslieder wie es Letten gibt – etwa anderthalb Millionen. Die Deutschen haben ihr Nibelungenlied, die Russen ihren Ilja Muromez, die Finnen ihr Kalevala. Die Letten jedoch besitzen kein Nationalepos, sie haben ihre Dainas. Sie sind der künstlerische Spiegel eines reichen Volkslebens und Ausdruck einer ungebrochenen literarisch-musikalischen Tradition. In ihnen gibt es keine gewaltigen Schlachten und keine Heroen. Held ist der einfache Mensch. Sie erzählen vom Alltag, von der Sehnsucht und immer wieder von der Liebe und vom Frieden. Der einzige Krieg, dessen sich die Letten rühmen, so sagt einer von ihnen, ist der Sängerkrieg. Deshalb mögen die Dainas leben!

Salus Winter

(Die hier abgedruckten Dainas entnahmen wir dem bei Rütten und Loening erschienenen Band „Hab fünf Truhen voller Lieder“)

Nachdichtungen von Annemarie Bostroem

Detlev Steinberg fotografierte auf einem Sängerfest in Riga.

Traubenkirschen...

Stefan Grabiński

Ultima Thule

Zehn Jahre ist es her. Das Ereignis hat inzwischen verschwommene, fast schemenhafte Formen angenommen, sich in den blauen Nebel vergangener Dinge gehüllt. Heute kommt es mir vor wie eine Vision oder wie ein verrückter Traum. Gleichwohl weiß ich, daß alles bis ins kleinste Detail so war, wie ich es im Gedächtnis bewahre. Seit jenem Moment haben sich viele Begebenheiten vor meinen Augen zugetragen, vieles habe ich inzwischen erlebt, mancher Schlag hat mein ergrautes Haupt getroffen – doch die Erinnerung an jenen Fall blieb unverändert haften, das Bild des merkwürdigen Augenblicks hat sich für immer tief in meine Seele gegraben; die Patina der Zeit hat die scharfen Konturen der Zeichnung nicht verwischt, ja mir ist, als ob die Schatten, die sich im Laufe der Jahre darüber gesenkt haben, sie auf geheimnisvolle Weise unterstreichen…

Ich war damals Bahnhofsvorsteher in Krępacz, einer kleinen Gebirgsstation unweit der Grenze. Von meinem Bahnsteig aus hatte ich das weite, gezackte Grenzland ganz nahe vor Augen.

Krępacz war die vorletzte Station vor der Grenze, außer ihr war fünfzig Kilometer entfernt nur noch Szczytniski, die letzte Station in Polen, in der Kazimierz Joszt, mein Freund und Berufskollege, seinen Dienst versah.

Er selber liebte es, sich mit Charon[1] zu vergleichen, und der seiner Obhut anvertrauten Station gab er den literarischen Namen Ultima Thule.[2] Ich habe in dieser Absonderlichkeit nicht nur eine Reminiszenz seiner klassischen Studien gesehen, doch das Motiv für beide Namen steckte tiefer als ich geglaubt hatte.

Die Umgebung von Szczytniski war von eigenartiger Schönheit. Obwohl von meiner Station aus in einer knappen Dreiviertelstunde mit dem Personenzug erreichbar, verriet es doch einen grundsätzlich anderen, einen eigenständigen Charakter, wie ich ihm nirgendwo sonst in diesem Landstrich begegnet bin.

Das winzige Stationsgebäude, an eine senkrecht abfallende, mächtige Granitwand gelehnt, erinnerte an ein in der Felsnische klebendes Schwalbennest. Darüber erhoben sich zweitausend Meter hohe Berggipfel und hüllten die Gegend, die Station und die Lagerschuppen in Halbdunkel. Die düstere Schwermut, die von den Stirnen der Bergriesen herabwehte, bedeckte mit einem unerklärlichen Trauerflor die ganze Station. In der Höhe verdichtete sich der ewige Nebel und wallte hinab als Turban aus feuchtem Dunst. In einer Höhe von tausend Metern, also ungefähr in der Mitte, bildete die Wand einen Sims in Gestalt einer riesigen Terrasse, deren Auskehlung einer Trinkschale gleich randvoll mit silberblauem Wasser gefüllt war. Ein paar Grundwasserbäche, die sich insgeheim im Leib des Bergriesen verbrüdert hatten, drangen aus seinen Weichen in regenbogenfarbenen Kaskaden. Auf der linken Felsseite Zirbelkiefern und Tannen mit ihren immergrünen Pellerinen über den Schultern, rechts ein wilder, ungestümer Felshang mit Zwergkiefern, gegenüber, wie ein Grenzpfahl, der starre Berggrat. Darüber der Himmel, bewölkt oder rötlich schimmernd im Licht der Morgensonne – dahinter eine andere, fremde, unbekannte Welt. Eine wilde, unzugängliche Einöde, in unheilvolle Bergromantik gehülltes Grenzland…

Die Station verband mit der übrigen Strecke ein langer, in den Fels gehauener Tunnel; hätte es ihn nicht gegeben, wäre die Abgeschiedenheit dieses entlegenen Winkels vollkommen gewesen.

Der Bahnverkehr, der durch die einsame Bergwelt irrte, nahm ab, wurde schwächer, erschöpfte sich. Die wenigen Züge, die sich vom Hauptverkehr lösten, tauchten, Meteoren gleich, nur selten aus dem Schlund des Tunnels auf und fuhren leise, ohne Geräusch, vor den Bahnsteig, als trügen sie Sorge, die Berge in ihrem tiefen Nachdenken zu stören. Die geringen Vibrationen, die ihre Einfahrt in die Gebirgsstille hervorriefen, schwollen rasch an und erstarrten in jähem Schreck.

Wenn die Wagen geräumt wurden, glitt die Lok ein paar Meter außerhalb des Bahnsteigs und schob den Zug in eine in die Granitwand gehauene gewölbte Halle. Dort stand er ein paar Stunden, mit den leeren Augenhöhlen der Fenster ins Dunkel des Gewölbes starrend und auf Ablösung wartend. Wenn der ersehnte Gefährte einfuhr, verließ er träge die düstere, felsige Herberge und kehrte in die Welt des pulsierenden Lebens zurück. Dafür nahm der andere seinen Platz ein, und von neuem versank die Station in traumverlorenen, nebelverhüllten Schlaf.

Wie liebte ich diese Einsiedelei in den Bergen! Sie war für mich ein Symbol geheimnisvoller Grenzen, ein mystischer Grenzraum zweier Welten, eine Art Niemandsland zwischen dem Reich des Lebens und des Todes.

Ich nutzte jede freie Minute zu einem Besuch meines Kollegen Joszt. Nachdem ich Krępacz der Obhut meines Stellvertreters anvertraut hatte, fuhr ich mit einer Draisine nach Szczytniski. Unsere alte, schon auf der Schulbank geschlossene Freundschaft wurde durch den gemeinsamen Beruf und die nahe Nachbarschaft noch gefestigt. Wir hatten uns aneinander gewöhnt und waren dank des offenen Gedankenaustausches zu einer höchst seltsamen Einheit verschmolzen.

Joszt stattete mir jedoch niemals eine Gegenvisite ab. „Ich rühre mich hier nicht mehr vom Fleck", pflegte er auf meine Vorhaltungen zu antworten. „Hier bleibe ich bis an mein Lebensende. Ist es nicht schön hier?" fügte er dann nach einer Weile hinzu und umfaßte die Umgebung mit begeistertem Blick.

Ich mußte ihm im stillen zustimmen, und dabei beließen wir es.

Er war ein ungewöhnlicher, ja überaus eigenartiger Mensch, der Kollege Joszt. Trotz seiner wahrhaft taubenhaften Sanftmut und beispiellosen Gutmütigkeit erfreute er sich in der Gegend dort keiner besonderen Sympathie. Die Bergbewohner schienen den Stationsvorsteher zu meiden und wichen ihm schon von weitem aus. Grund dafür lag in der seltsamen Meinung, die sich die Leute in unerklärlicher Weise über ihn gebildet haben. Joszt galt unter den Goralen als „Seher" und das im umfassenden Sinn des Wortes. Es ging das Gerücht um, er könne bei den Leuten seiner Umgebung das „Zeichen des Todes" voraussehen und irgendwie seinen kühlen Hauch auf den Antlitzen der vom Tode Auserwählten spüren.

Wieviel Wahres daran war, weiß ich nicht, jedenfalls bemerkte ich auch etwas an ihm, was die Sinne empfindsamer und zu Vorurteilen neigender Naturen beunruhigen konnte. So hatte sich zum Beispiel das folgende eigenartige Zusammenspiel von Umständen meinem Gedächtnis eingeprägt:

Unter den Angestellten in Szczytniski befand sich auch ein Weichenwärter namens Głodzik, ein fleißiger und gewissenhafter Mann. Joszt mochte ihn sehr und behandelte ihn nicht wie seinen Untergebenen, sondern wie einen Gleichgestellten.

Eines Sonntags, als ich Joszt wie üblich einen Besuch abstattete, traf ich ihn in trüber Verfassung an; seine Stirn war umwölkt, und er blickte düster drein. Nach der Ursache befragt, tat er meinen Eindruck als trügerisch ab und zwang sich zur Heiterkeit. Da kam Głodzik hinzu, erstattete irgendeine Meldung und bat um Anweisungen. Der Vorsteher druckste herum, sah ihn seltsam an und drückte seine rauhe, schwielige Hand.

Der Weichenwärter ging hinaus, ein wenig befremdet über das Verhalten des Vorgesetzten, und kratzte sich mißtrauisch den großen kraushaarigen Kopf.

„Armer Teufel!" flüsterte Joszt und blickte ihm traurig nach.

„Warum?" fragte ich, ohne die Szene zu begreifen.

Da rückte Joszt endlich mit einer Erklärung heraus.

„Ich hatte in dieser Nacht einen schlechten Traum", sagte er, meinen Blick meidend. „Einen sehr schlechten."

„Du glaubst an Träume?"

„Leider ist der, den ich heute träumte, ein ganz typischer, und er trügt gewiß nicht. Ich sah heute nacht wieder das alte, eingefallene Haus mit den eingeschlagenen Fensterscheiben. Sooft mir diese verdammte Bruchbude im Traum erscheint, passiert ein Unglück."

„Was hat das mit dem Weichenwärter zu tun?"

„Hinter einem der leeren Fenster sah ich ganz deutlich sein Gesicht. Er beugte sich aus diesem schwarzen Loch und wedelte mir mit dem karierten Tuch zu, das er immer um den Hals trägt."

„Und was soll das bedeuten?"

„Das war eine Abschiedsgeste. Dieser Mensch wird bald sterben – morgen, heute, jeden Augenblick."

„Träume sind Schäume", versuchte ich ihn zu beruhigen.

Joszt zwang sich zu einem Lächeln und schwieg.

Seine Befürchtung traf ein: Głodzik

Illustration: Harald Larisch

„Staunen und Furcht sind meine Leitmotive", sagte der polnische Erzähler Stefan Grabiński einst über sein literarisches Werk. Seine „unheimlichen" Geschichten spiegeln romantische Weltsicht und Berührungsängste mit der gesellschaftlichen Misere seiner Zeit wider. 1887 in der Nähe von Lwow geboren, studierte er Polonistik und war danach Lehrer. Sein Gehalt war kümmerlich. Er litt an der Schwindsucht, an der er 1936 starb. Obwohl er schon 1909 zu schreiben begonnen hatte, brachten ihm erst seine 1919 erschienenen Eisenbahnergeschichten, aus denen die hier abgedruckte Erzählung stammt, den ersten großen Erfolg. In ihnen erweist er sich als ein echter Nachfahre Edgar Allan Poes, den er einmal den „Fürsten der Phantasten" genannt hat. Auch der Romantiker E. T. A. Hoffmann gehört zu seinen geistigen Vätern. Dennoch hat er der phantastischen Novelle eine ganz eigene, originäre Färbung gegeben.

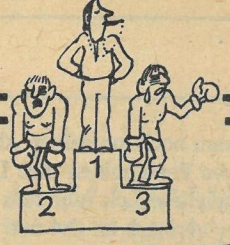
1 Im griechischen Mythos der Fährmann, der die Toten über den Fluß Acheron in die Unterwelt bringt.
2 Synonym für eine ferne, unerreichbare, glückliche Insel.

kam noch am selben Abend durch eigenes Verschulden ums Leben. Eine fehlgeleitete Lok fuhr ihm beide Beine ab; er verstarb an Ort und Stelle.
Dieser Vorfall erschütterte mich zutiefst, lange Zeit vermied ich jedes Gespräch über dieses Thema. Schließlich, vielleicht ein Jahr später, kam ich wie von ungefähr doch darauf zu sprechen.
„Seit wann hast du diese unheilkündenden Vorgefühle? Soweit mir bekannt ist, hast du früher niemals ähnliche Eigenschaften gezeigt."
„Du hast recht", entgegnete er unangenehm berührt von meiner Frage. „Diese verfluchte Eigenschaft hat sich in mir erst später herausgebildet."
„Verzeih, daß ich dich mit dieser peinlichen Sache bedränge, doch ich wäre froh, wenn ich ein Mittel fände, dich von dieser fatalen Gabe zu befreien. Wann hast du sie zum erstenmal bei dir festgestellt?"
„Etwa vor acht Jahren."
„Also ein Jahr nach deiner Übersiedlung in diese Gegend?"
„Ja, ein Jahr nach meinem Umzug nach Szczytniski. Damals, im Dezember, genau am Heiligen Abend, habe ich den Tod des damaligen Dorfschulzen Grociel vorausgeahnt. Die Geschichte sprach sich überall herum, und innerhalb weniger Tage hatte sie mir den makabren Beinamen ‚Seher' eingebracht. Die Bergbewohner begannen vor mir die Flucht zu ergreifen wie vor einer Nachteule."
„Eigenartig. Und dennoch muß etwas Wahres daran sein. Das wäre demnach ein klassisches Beispiel für das sogenannte zweite Gesicht, über das ich seinerzeit viel in alten Büchern der Magie gelesen habe. Über ähnliche Eigenschaften sollen sehr häufig schottische und irische Bergbewohner verfügen."
„Ja, auch ich habe die Geschichte dieser Erscheinungen mit sicher leicht begreiflichem Interesse gelesen. Ich glaube sogar, ich habe in allgemeinen Umrissen den Grund gefunden. Dein Hinweis auf die irischen oder schottischen ‚Nachteulen' ist sehr zutreffend, bedarf aber ein paar ergänzender Worte. So hast du vergessen hinzuzufügen, daß jene von der Umgebung gehaßten und oft wie Aussätzige aus ihrem Dorf vertriebenen Unglücksraben ihre unheilvollen Gaben nur so lange besitzen, solange sie auf ihrer Insel sind. Auf den Kontinent verjagt, verlieren sie ihre makabre Eigenschaft und unterscheiden sich in nichts mehr von Durchschnittsmenschen."
„Das ist merkwürdig. Das, was du da sagst, würde also davon zeugen, daß dieses außerordentliche Phänomen doch letztlich abhängig ist von Faktoren chthonischer, also irdischer Natur."
„So ist es. Dieses Phänomen hat sehr viel tellurische, von der Erde herrührende Elemente. Wir alle sind Söhne der Erde und unterliegen ihren starken Einflüssen sogar auf Gebieten, die scheinbar von ihrem Nährboden abgetrennt sind."
„Führst du die Erscheinungen deiner eigenen Gabe auf ähnliche Quellen zurück?" fragte ich nach einigem Zögern.
„Natürlich. Die Umgebung beeinflußt mich, ich unterliege der Wirkung der hiesigen Atmosphäre. Ich lebe zwischen zwei Welten."
„Ultima Thule!" flüsterte ich und senkte den Kopf.
„Ultima Thule!" wiederholte Joszt wie ein Echo.
Ich verstummte, verspürte Furcht. Nach einer Weile, als ich den peinlichen Eindruck abgeschüttelt hatte, fragte ich: „Warum hast du deine Zelte hier nicht abgebrochen und bist woanders hingezogen, wenn du dir über all das so im klaren bist?"
„Ich kann nicht. Vermag es in keiner Weise. Wenn ich das täte, würde ich wider meine Bestimmung handeln. Das fühle ich."
„Du bist abergläubisch, Kazik."
„Nein, das ist kein Aberglaube. Das ist Schicksal. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich nur hier, nur in diesem Landstrich, irgendeine wichtige Mission zu erfüllen habe. Welche – das weiß ich noch nicht genau, ich habe nur eine schwache Ahnung..."
Er brach ab, als fürchtete er sich vor seinen eigenen Worten. Nach einer Weile wandte er seine grauen, von der untergehenden Sonne erleuchteten Augen auf die Felswand und fügte im Flüsterton hinzu: „Weißt du, manchmal glaube ich, daß hier, an dieser zerklüfteten, steilen Felswand die sichtbare Welt endet, daß drüben auf der anderen Seite eine andere Welt beginnt, eine neue, irgendein in der menschlichen Sprache unbekanntes Meer der Finsternis."
Er senkte die müden Augen und wandte sich zur gegenüberliegenden Seite, zum Bahngelände.
„Und hier", fügte er hinzu, „hier endet das Leben. Hier findet alles irdische Mühen und Wagen ein Ende. Hier erschöpft sich des Lebens schöpferischer Elan. Daher stehe ich hier als ein Hüter zwischen Leben und Tod, als ein Vermittler der Geheimnisse des Diesseits und des Jenseits."
Danach sah er mich erst an. In diesem Augenblick waren seine Züge schön. Der beseelte Blick in seinen versonnenen Augen, den Augen eines Poeten und Mystikers, barg soviel Glut, daß ich ihre Ausstrahlung nicht ertragen konnte und voller Ehrfurcht den Kopf senkte.
Da stellte er mir eine abschließende Frage: „Glaubst du an ein Leben nach dem Tode?"
Ich hob langsam den Kopf. „Die Leute sagen, daß ebensoviel dafür wie dagegen spricht. Ich würde gern daran glauben."
„Die Toten leben", sagte Joszt mit fester Stimme. Danach trat ein langes, in sich gekehrtes Schweigen ein. Inzwischen hatte die Sonne, nachdem sie einen Bogen über der zerklüfteten Felsschlucht beschrieben hatte, ihre Scheibe hinter den Kamm zurückgezogen.
„Es ist schon spät", sagt Joszt, „die Schatten treten aus den Bergen. Du mußt heute früher zu Bett gehen; die Reise hat dich angestrengt."
Damit beendeten wir unser denkwürdiges Gespräch. Seitdem haben wir nie wieder von den letzten Dingen oder von der unheilkündenden Gabe des zweiten Gesichts gesprochen. Ich hütete mich fortan vor Diskussionen über dieses heikle Thema, da es ihm sichtlich peinlich war.
Bis er eines Tages von sich aus auf seine makabre Gabe zu sprechen kam.
Das war vor zehn Jahren, mitten im Sommer, im Juli. An das Datum erinnere ich mich genau, es hat sich meinem Gedächtnis für immer eingeprägt.
Es war an einem Mittwoch, am dreizehnten Juli, einem Feiertag also. Wie gewöhnlich fuhr ich morgens los, ihn zu besuchen: Wir wollten gemeinsam mit unseren Flinten in der benachbarten Schlucht zur Jagd gehen, wo Wildschweine aufgetaucht waren. Ich fand Joszt in ernster, andächtiger Stimmung. Er sprach wenig, war irgendwie gedanklich beschäftigt, schoß schlecht, war zerstreut. Abends beim Abschied umarmte er mich innig und gab mir einen versiegelten Brief in einem Umschlag ohne Adresse.
„Höre, Roman", sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „In meinem Leben werden sich wichtige Veränderungen vollziehen; vielleicht werde ich gezwungen sein, für längere Zeit von hier wegzufahren und meinen Aufenthaltsort zu verändern. Wenn dies wirklich eintreten sollte, öffne diesen Brief und schicke ihn an die innen angegebene Adresse. Ich selber werde dies aus vielerlei Gründen, die ich jetzt nicht aufzählen kann, nicht tun können. Später wirst du das verstehen."
„Du willst mich verlassen, Kazik?" fragte ich erschrocken. „Warum? Hast du eine schlechte Nachricht erhalten? Ein Unglücksfall in der Familie? Warum sagst du es nicht unumwunden?"
„Du hast es erraten. Ich habe heute im Traum wieder dieses zerfallene Haus gesehen, und in einem seiner Fensterhöhlen jemanden, der mir sehr nahesteht. Das ist alles. Adieu, Romek!"
Wir umarmten uns eine lange, lange Weile. Eine Stunde später war ich schon wieder bei mir daheim und gab, hin und her gerissen von den unterschiedlichsten Empfindungen, meine Anweisungen wie ein Automat.
Ich habe in jener Nacht kein Auge zugemacht. Unruhig wanderte ich den Bahnsteig auf und ab. Frühmorgens hielt ich die Ungewißheit nicht länger aus und rief Szczytniski an. Joszt meldete sich sofort und dankte für meine Besorgnis. Seine Stimme klang ruhig, zuversichtlich. Der Inhalt seiner Worte war heiter, fast scherzhaft, sie wirkten besänftigend; erleichtert atmete ich auf.
Der Donnerstag und auch der Freitag verliefen ruhig. Alle paar Stunden verständigte ich mich mit Joszt telefonisch und erhielt jedesmal die beruhigende Antwort: Nichts Wichtiges sei eingetreten. Ähnlich verhielt es sich damit am Sonnabend während des Tages.
Ich begann mein Gleichgewicht zurückzugewinnen, und als ich mich gegen neun Uhr abends zum Ausruhen in das Dienstzimmer begab, beschimpfte ich ihn per Telefon, verglich ihn mit einer Nachteule, einer Unke und ähnlichen unheilkündenden Geschöpfen, die andere in ihrer Ruhe störten, weil sie selber keine Ruhe fänden. Er ließ sich die Vorwürfe in Demut gefallen und wünschte mir eine gute Nacht. Bald darauf schlief ich fest ein.
Ich schlief etliche Stunden. Plötzlich, mitten im tiefsten Schlaf, weckte mich ein nervöses Schrillen. Nur halb bei Bewußtsein erhob ich mich von der Liege und bedeckte schützend die Augen vor dem grellen Licht der Gaslampe. Die Klingel schrillte von neuem. Ich lief zum Apparat und hielt das Ohr an den Rezeptor.
Joszt sagte in abgehackten Sätzen: „Verzeih... daß ich deinen Schlaf unterbreche... Ausnahmsweise muß ich heute... den Güterzug Nr. 21... eher losschicken... Ich fühle mich nicht besonders... Er fährt in einer halben Stunde... Gib entsprechende Sign... Ha!"
Das Membranplättchen gab noch ein paar knarrende Töne von sich und hörte unvermittelt zu schwingen auf.
Ich lauschte mit klopfendem Herzen, ob ich nicht noch etwas hören würde, doch vergebens. Vom anderen Ende des Drahtes drang nur das leere Schweigen der Nacht an mein Ohr.
Da begann ich selber zu reden. Über den Schalltrichter des Apparates gebeugt, schickte ich ungeduldige Worte in den Raum, drückte mein Bedauern aus – eisernes Schweigen war die Antwort. Schließlich begab ich mich wankend wie ein Betrunkener zurück zur Liege.
Ich zog meine Uhr und blickte aufs Zifferblatt: Es war zehn Minuten nach Mitternacht... Unwillkürlich verglich ich die Zeit mit der Wanduhr über dem Schreibtisch. Höchst merkwürdig! Die Uhr stand. Die erstarrten Zeiger – der kleine lag genau auf dem großen – zeigten die zwölfte Stunde an; vor zehn Minuten war die Stationsuhr stehengeblieben, das heißt, als er das Gespräch jäh abgebrochen hatte... Kalte Schauer liefen mir den Rücken herunter.
Ratlos stand ich mitten im Zimmer und wußte nicht, wohin ich mich wenden, was ich unternehmen sollte. Ich war sogar drauf und dran, mich in eine Draisine zu setzen und so schnell wie möglich nach Szczytniski zu fahren. Doch besann ich mich noch rechtzeitig. Ich durfte ja die Station jetzt nicht verlassen; der Stellvertreter war nicht da, das Personal schlief, und der unplanmäßige Güterzug konnte jeden Augenblick in den Bahnhof einfahren. Die Sicherheit von Krępacz hing jetzt einzig und allein von mir ab. Ich konnte nur abwarten.
Also wartete ich, von einer zur anderen Seite des Zimmers taumelnd wie ein verwundetes Tier, wartete mit zusammengebissenen Zähnen, ging alle Augenblicke auf den Bahnsteig hinaus und horchte auf Signale. Alles umsonst: Nichts kündigte das Eintreffen des Zuges an. Also kehrte ich wieder ins Büro zurück. Nachdem ich ein paarmal im Zimmer auf und ab gegangen war, unternahm ich einen erneuten Versuch per Telefon. Ohne Ergebnis, niemand antwortete.
In dem großen, vom blendend weißen Gaslicht erleuchteten Dienstzimmer fühlte ich mich plötzlich unsagbar ein-

Fortsetzung auf Seite 41

HUMOR ★ 1,2, Dreierlei

Stabhochsprung:



Man fällt immer aufs wunde Knie.

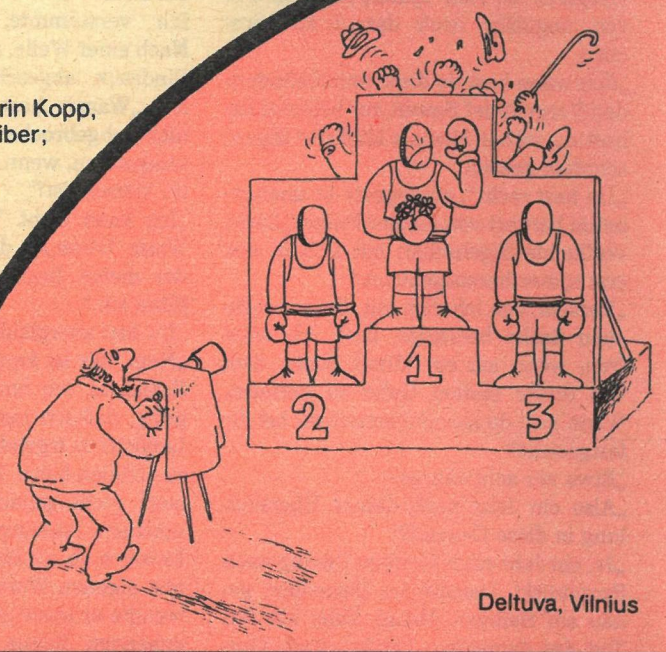
Wassili Treskow

Spezialsprung-lauf

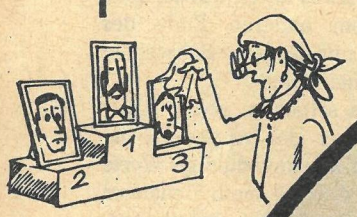
Den Jungvermählten Petja und Ljolja wurde ein Sohn geboren. Die jungen Eltern waren über alle Maßen glücklich. Doch eines Tages begegnete Ljolja im Kinderkaufhaus ihrem ehemaligen Klassenkameraden Shorik. Die beiden hatten einander schon von Kindesbeinen an geliebt. Auch er war verheiratet, Vater zweier Kinder. Nun aber begriffen sie, daß sie ohne einander nicht mehr leben konnten. Beide ließen sich scheiden. Shorik zog zu Ljolja, und seine Frau fuhr mit den Töchtern zu ihren Eltern nach Rostow. Petja heiratete vor lauter Verdruß die Sekretärin Ninel aus seinem Betrieb, deren Sohn Grischa bereits die dritte Klasse besuchte. Sie lebten gut miteinander, bis Petja sich in eine Tänzerin verliebte, die schwarzäugige Angela, der er ewige Liebe schwor. Er ließ sich von Ninel scheiden, die es gerade geschafft hatte, ihm einen Sohn zu schenken. Petja schwor ihr beim Abschied, er werde sie und die Alimente nie vergessen und schenkte ihr Chrysanthemen.

Die schwarzäugige Tänzerin beschenkte ihren Gemahl gleich mit Zwillingen. Aber Kinder und Herd wurden zur drückenden Last. Und eines Tages küßte Angela ihren Angetrauten sanft aufs Ohr und flüsterte: „Weißt du, ich bin nicht fürs Familienleben geschaffen…“ Sie ließ ihm die Zwillinge und machte sich mit einer Beatgruppe davon. Petjas fünfte Schwiegermutter nahm die Kleinen zu sich. Petja versicherte ihr, er

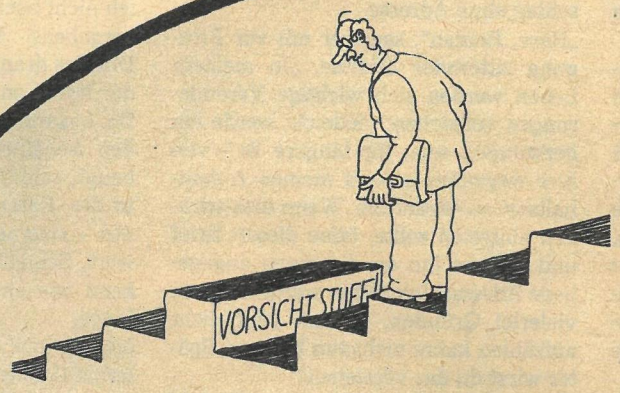
Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



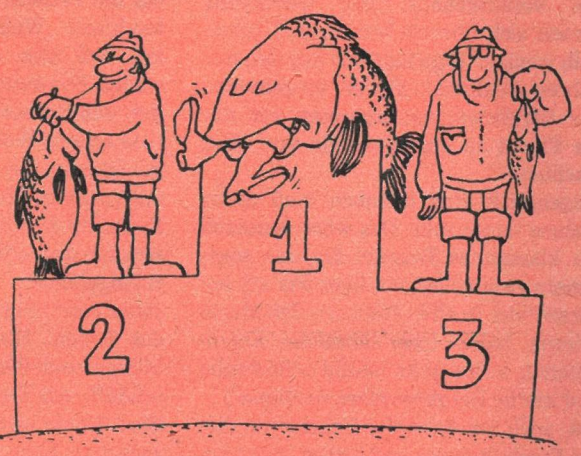
Deltuva, Vilnius



Hindernislauf:



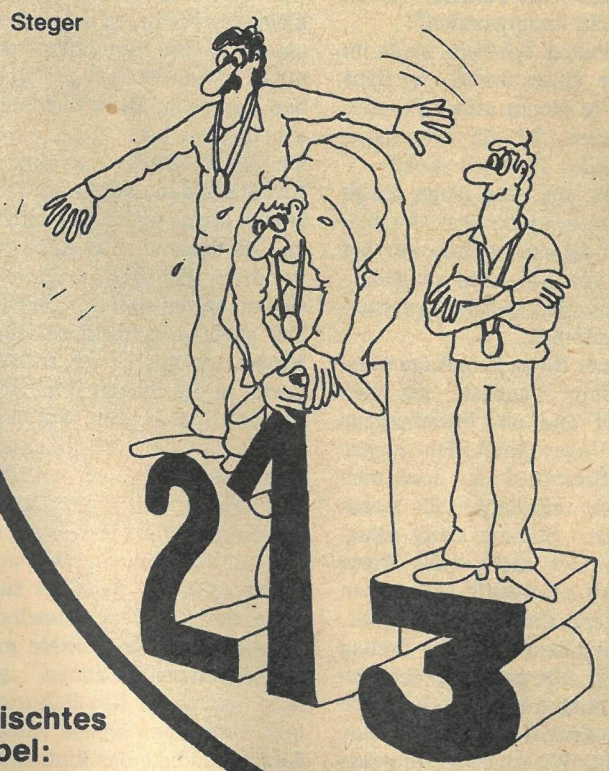
Steger

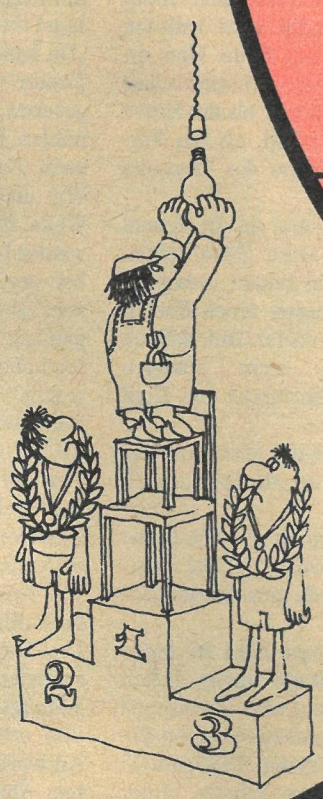


Deltuva

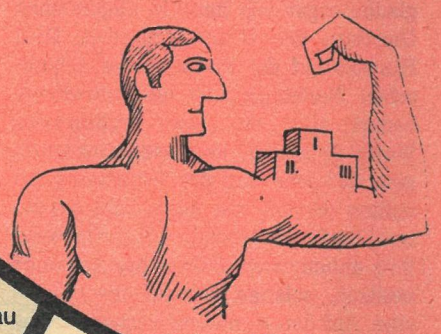
Marathon: Was zu lange dauert, gefällt nicht mehr.

Steger





Nekrassow, Moskau

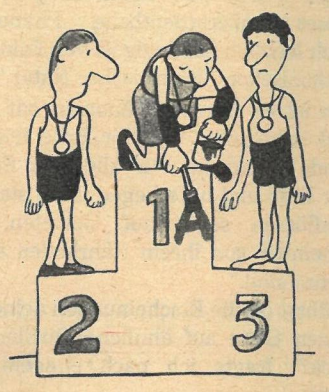


Kajàn, Budapest

Gemischtes Doppel:

Gegen große Vorzüge eines anderen gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.
Goethe

Zuschauer-Psychologie
Stur: Steine erwecken keine Sympathie.
Ausgeflippt: Spektakel schmäht echtes Lob. M. Gorki

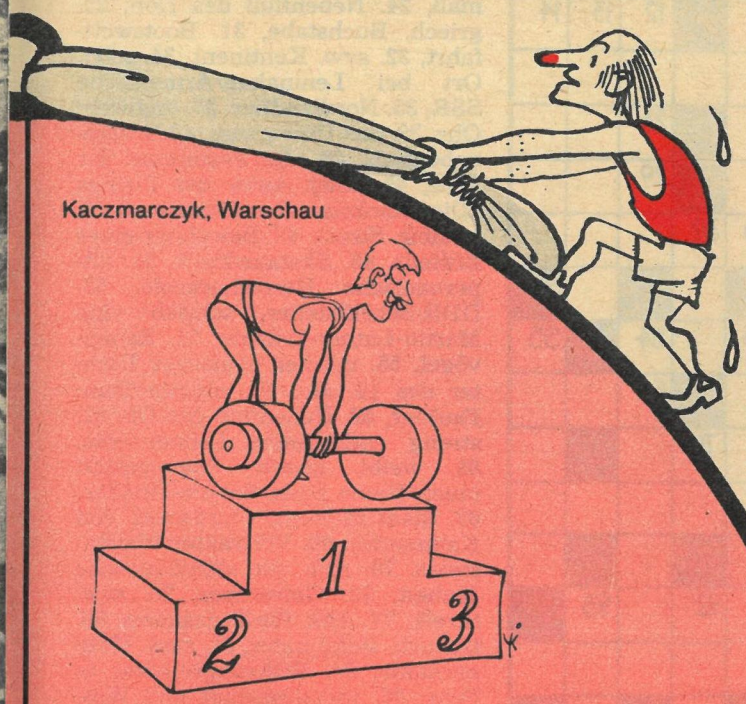


Bofinger

Gewichtheben: Von einer unerträglichen Last befreit man sich sofort!

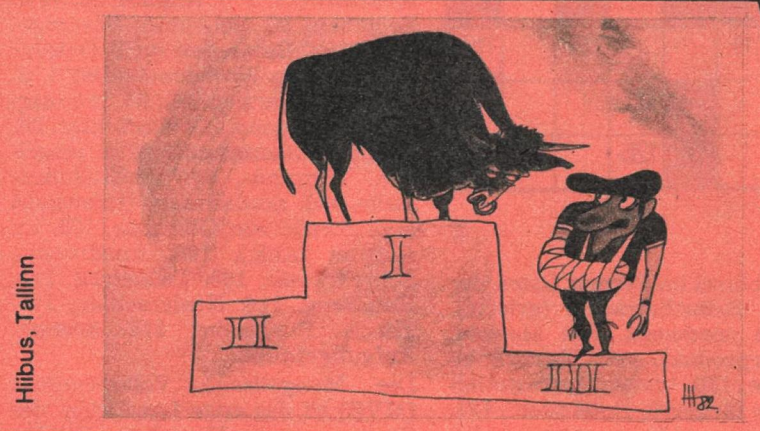
Der Schwere fällt, das Leichte steigt.

Siegespodest: Je höher der Rang, je härter der Zwang.



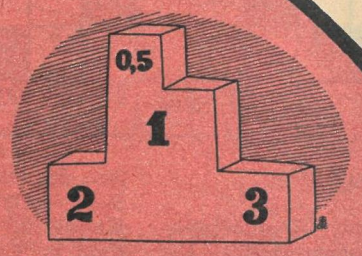
werde die Kleinen nie vergessen und schickte Angela per Nachnahme eine Postkarte mit Chrysanthemen drauf.
Wieder Junggeselle, kehrte er zu seiner Mutter zurück, zählte monatlich das Geld, das ihm nach Abzug der Alimente noch blieb. „Hab ich nicht für ein Kind zu viel bezahlt?“ fragte er die Hauptbuchhalterin, die eine große Enkelschar aus vielen gelösten Ehen ihr eigen nannte.
„Mitnichten. Alles dein Fleisch und Blut, so weisen es die Unterlagen aus.“
Mit gesenktem Kopf trabte er durch die Straßen, bemüht, den Blicken der entgegenkommenden Mädchen auszuweichen.
Zu Hause begrüßte ihn die betagte Mutter brummig: „Wie lange willst du noch als einsamer Wolf herumstrolchen? Dein Scheitel lichtet sich bereits – und ewiger Junggeselle! Da ist eine wundervolle Frau aus Rostow in unser Haus gezogen. Näht, häkelt, strickt, kocht. Ihre beiden Kinder zieht sie allein groß.“ Sie nahm ihren Sohn, der sich wie ein junger Bulle sträubte, bei der Hand, um ihn mit der entzückenden Nachbarin bekannt zu machen. Petja erkannte in ihr die erste Frau jenes Mannes, zu dem seine erste Frau gezogen war. Die Schöne lächelte ihn an. Petja wurde schwarz vor Augen. Doch kurzentschlossen führte er sie zum Standesamt. Von Scheidung ist noch keine Rede – schließlich haben sie noch nicht einmal ein gemeinsames Kind…

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

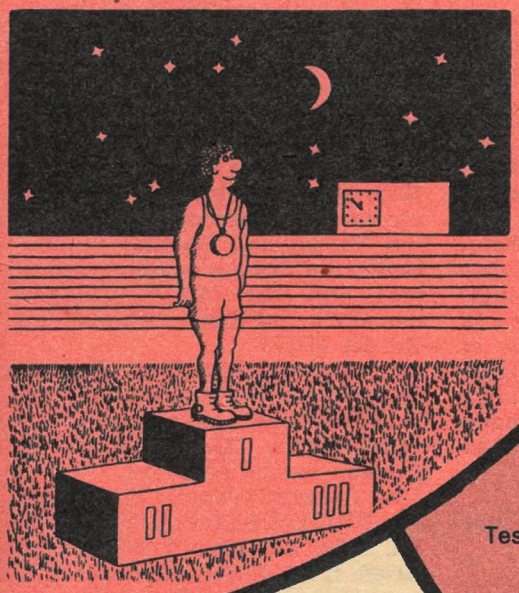


Der Einmannstaffelschneck von Vlaber, Kaunas

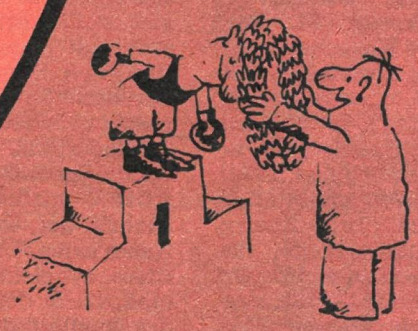
Georgiev, Dimitrov



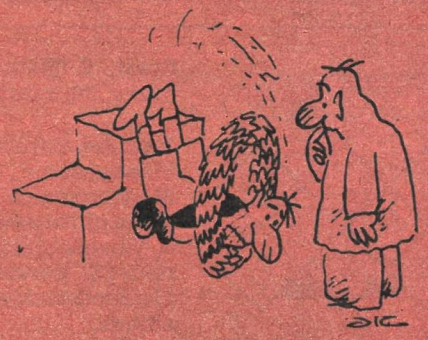
Wer weggeht, verliert seinen Platz.



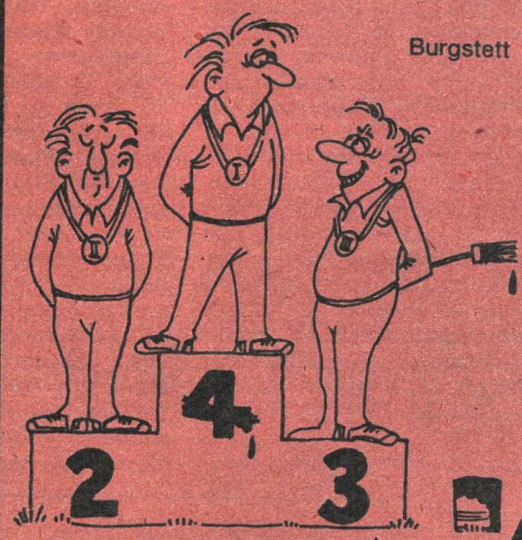
Dmitrijew, Moskau



Tesler, Moskau



Burgstett

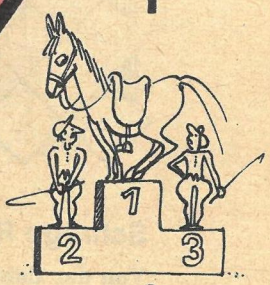


Hallo? Schiedsrichter?

Steinach

2-Wochen-Spruch

Ein Sieg,
der geschenkt,
verdirbt die
Freude.



Einsichtig: Man soll keine Tränen auf Dinge vergeuden, die nicht anders sein können.
M. Andersen Nexö

Optimistisch: Besser nicht gewinnen als verlieren!

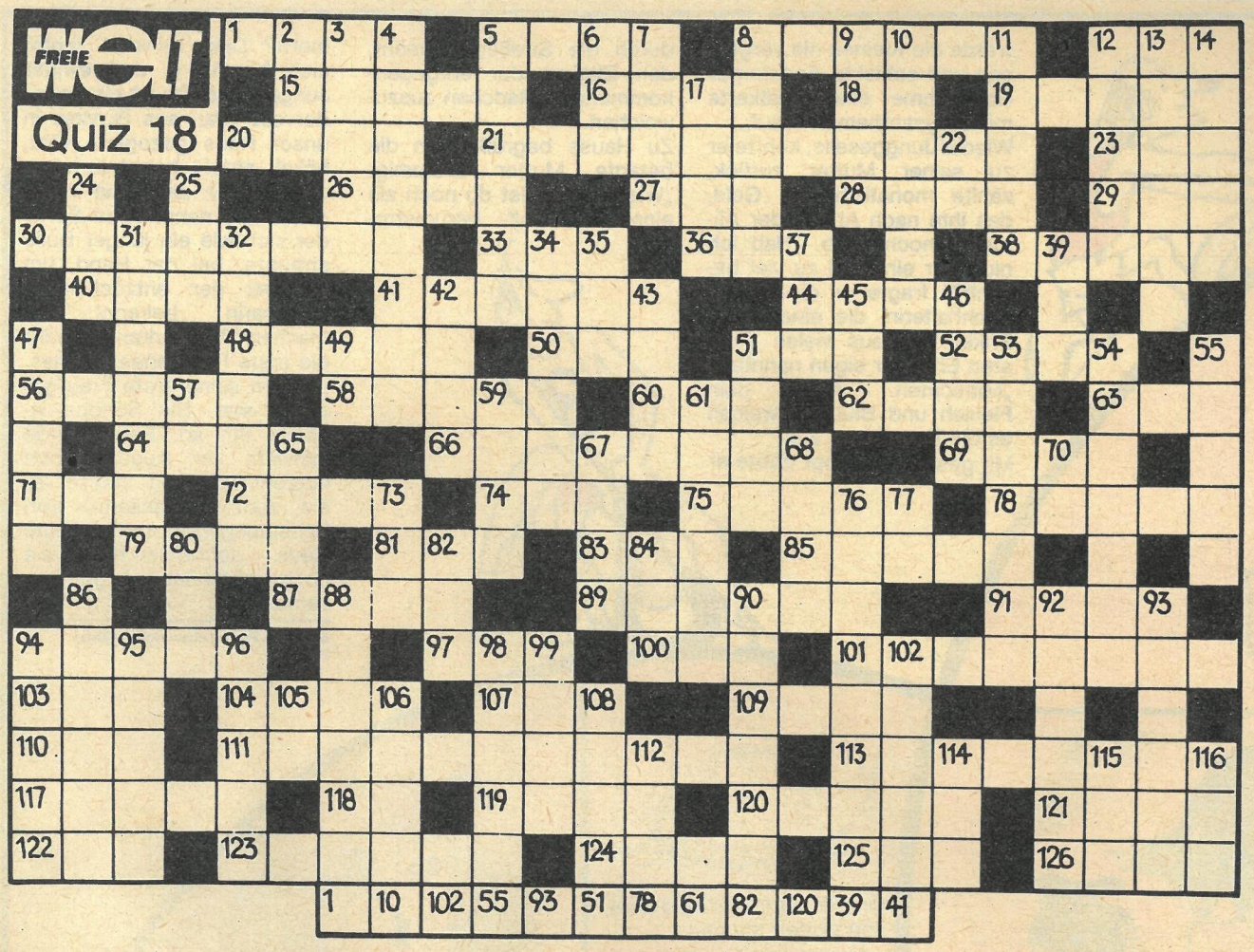
Abgeschlagen

Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

Goethe

Turmspringen: Wer poltert, braucht gar nicht erst anzuklopfen.

Gehen: Der Hastige überspringt seine Gelegenheiten. arabisch



1 10 102 55 93 51 78 61 82 120 39 41

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowj. Nachrichtenagentur, 5. gespensterhafte Erscheinung, 8. sowj. Schwarzmeer-Hafenstadt der Ukrain. SSR, 12. elektr. Heißluftgerät, Haartrockner, 15. Bezeichnung für Bezirk in der MVR, 16. dünnes Gewebe, 18. russisch: ja, 19. Krankentransportgerät, 20. nordeurop. Hauptstadt, 21. Hauptstadt der MVR i. d. Landessprache, 23. Abk. für Reparatur, 26. früherer Lanzenreiter, 27. französisch: König, 28. Stern im Sternbild Walfisch, 29. Abschiedsgruß, 30. svw. Erdgeschoß, 33. Nische vor Hochgebirgsgipfeln, 36. Zeichen für Nitrilotriessigsäure, 38. Stamm von Nachwuchskräften, 40. sagenhafter Keltenkönig, 41. Pflanze mit Brennhaaren, 44. genialer norweg. Mathematiker des 19. J., 48. Halbinsel im N der DDR, 50. Zitatensammlung, 51. europ. Inselbewohner, 52. veraltetes Längenmaß, 56. Machtinstrument der herrschenden Klasse, 58. Aufsehen; Skandal, 60. Fluß in Thailand, 62. Filmtheater, 63. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 64. Lebewesen, 66. sowj. Ort nordöstl. von Orsk, 69. größter rechter Kuranebenfluß, 71. weibl. Singstimme, 72. abgelaichter Hering, 74. japan. Maler des 13. Jh., 75. Stadt im SO Afghanistans, 78. ein Baustoff, 79. nadelartiges Schuhmacherwerkzeug, 81. Fluß zum Balchaschsee/Kasachstan, 83. Angehöriger eines nordischen Göttergeschlechts, 85. Zündschnur, 87. hohe Spielkarte (Mz.), 89. Weltordnung, 91. Fluß in Spanien, 94. armenisch-sowj. Dichter (gest. 1964), 97. nordkorean. Währungseinheit, 100. Männername, 101. Sperre, Hindernis, 103. Langarmaffe, 104. waagerechte Mauerkante, 107. Ort südwestl. von Kirowabad, 109. svw. Gerte, 110. tschech. Männername, 111. Halbinsel im Fernen Osten der SU, 113. Selbstherrscher (griech.), 117. Ort nordwestl. von Moskau, 118. Tierprodukt, 119. Blattschneideameise, 120. weibl. Operngestalt aus „Der fliegende Holländer“, 121. Vorfahrin, 122. Abk. für Steinkohleneinheit, 123. Kinderfahrzeug, 124. Haushaltsplan, 125. breites arabisches Segelschiff, 126. Senkblei (Mz.).

Senkrecht: 2. Tierkadaver, 3. Formation des Erdaltertums, 4. Industriestadt am oberen Dnepr/RSFSR, 5. Stinktiere, 6. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 7. svw. rein, unverfälscht, 8. Umlaufbahn, 9. niederländ. Stadt, 10. witziger Spott; Spottschrift, 11. sowj.-iranischer Grenzfluß zum Kaspisee, 12. Einheit der elektr. Kapazität, 13. Name eines Sohnes des Tschinggis-Chan, 14. elektrotech. Dämpfungsmaß, 17. in der MVR entspringender Quellfuß der Schilka, 22. Feldmaß, 24. Nebenfluß des Don, 25. griech. Buchstabe, 31. Bootswettfahrt, 32. svw. Kontinent, 34. sowj. Ort bei Leninakan/Armenische SSR, 35. Nordlandtier, 37. englisch: Ohr, 39. das Universum, 42. Dueronebenfluß, 43. die Festmasse der Erde, 45. sowj. Autor des Buches „Die Wolokolamsker Chaussee“, 46. ostsibir. Strom, 47. Bewohner eines Erdteils, 49. Skatausdruck, 51. altperuanische Herrscherkaste, 53. DDR-Schriftsteller, schrieb eine Martin-Luther-Trilogie, 54. Rabenvögel, 55. größter deutscher Dichter des 19. Jh., 57. südamerikan. Faultier, 59. Nebenfluß des Ob, 61. streng enthaltsame Lebensweise, 65. weibl. griech. Sagengestalt (auch Name eines Saturn-Mondes) 67. Stadt in Nepal (nordwestl. von Katmandu), 68. Vertrauter Wallensteins, 70. Abk. für astronomische Einheit, 73. Gefrorenes, 76. svw. Streik, 77. Abk. für Tagesnorm, 80. tschech. Reformator, 82. russ. Männername, 84. Währungseinheit in Peru, 86. Industriestadt und Wasserkraftwerk a. d. Angara, 88. svw. Brötchen, 90. Schlamm; Sumpfgelände, 92. Binnensee im S Ostsibiriens, 93. ein Winkelmeßgerät (i. d. Schiffahrt verwendet), 94. Männername, 95. mongol. Viehzüchter, 96. bulgar. Donaunebenfluß, 98. amerikan. Filmpreis, 99. Verbindungsstelle, 102. nordafrikan. Hafenstadt a. d. Straße von Gibraltar, 105. im Auftrag (Abk.), 106. Ausdrucks-, Schreibweise, 108. Teilbetrag, 112. Handlung, 114. Niederschlag, 115. griech. Buchstabe, 116. aromat. Aufgußgetränk.

Die Mongolische Volksrepublik (MVR) ist das erste Land, dem der Sprung – unter Umgehung der kapitalistischen Gesellschaftordnung – von der Monarchie in den Sozialismus gelang.

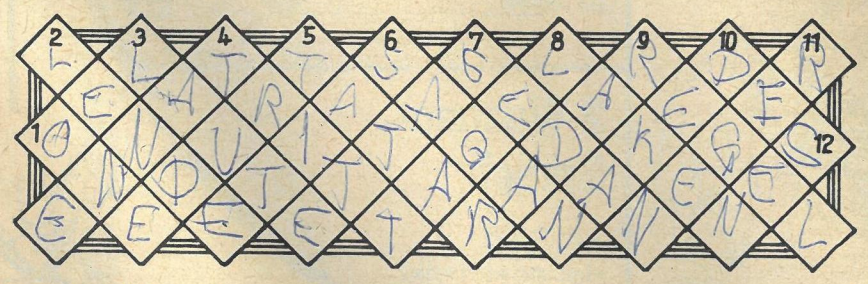
Großen Anteil an dieser Entwicklung hatte der Mann, dessen Name das Lösungswort unseres heutigen Rätsels bildet. Er lebte von 1895 bis 1952, war Mitbegründer und Führer der Mongolischen Revolutionären Volkspartei, Oberkommandierender der Revolutionären Volksarmee, seit 1939 Ministerpräsident der MVR und Erster Sekretär des ZK der MRVP.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) finden Sie, liebe Rätselfreunde, das Lösungswort.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 18 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 15. Oktober 1986 (Poststempel). Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 23/1986. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. engl. Zahlwort, 2. Fleischstück, Filet, 3. Zupfinstrument, 4. kleine Stufenleiter, 5. Angehöriger eines Volkes im Wolgaland, 6. französ. Schriftstellerin, 7. nordostfranzös. Stadt, 8. Bettuch, 9. Spielbestimmung, 10. musikal. Halbton.

Von der Zahl nach links unten: 3. Männername, 4. Nadelbaum, 5. Mädchenname (Kurzf.), 6. Teil der Streichinstrumente, 7. Milchgefäß, 8. Vermächtnis, 9. Funkmeßverfahren, 10. Vorsteher einer Fakultät, 11. Niederschlag, 12. japan. Münzeinheit.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein „besonders bei Matrosen beliebtes Nähmaterial“.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

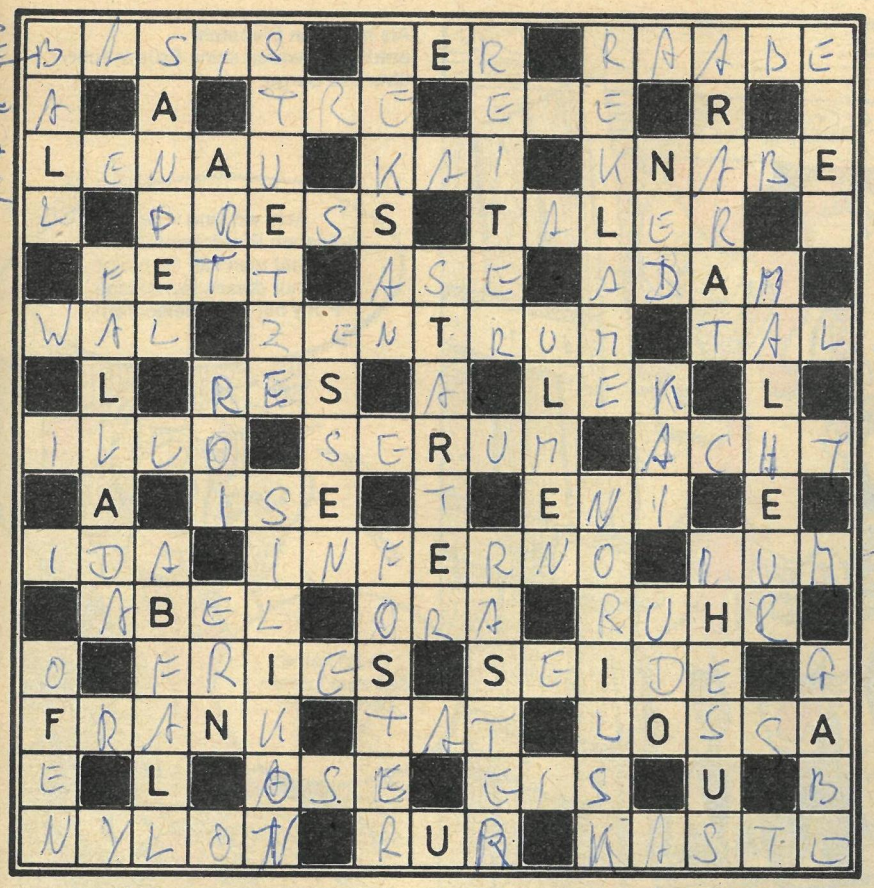
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 2. Operngestalt aus „Der Vogelhändler", 3. Zahlwort, 4. genialer norweg. Mathematiker des 19. Jh., 5. höchster Berg der Türkei, 6. Sorte, 7. Unrat, Überreste, 8. Grundlage, 9. Sport- u. Spielgerät, 10. Sportkleidung (engl.), 11. Fluß im südl. Peru, 12. japan. Maler des 13. Jh., 13. Gefrorenes, 14. Roman von Lem, 15. Mahlzeit, 16. Hausflur, 17. ein Grundnahrungsmittel, 18. Männername, 19. Autor des Romans „Kleiner Mann – was nun?", 20. nordamerik. Arbeiterführer (gest. 1961 in Moskau), 21. Schmuckstreifen an Wänden, 22. Geschenk, 23. Vertrauter Wallensteins, 24. Nebenfluß der Aller, 25. Gebirgsstock auf Kreta, 26. Hölle, Unterwelt, 27. männl. Kind, 28. streng isolierte Gruppe innerhalb einer Gesellschaft, 29. Schiffsanlegestelle, 30. österr. Lyriker (gest. 1850), 31. Mündungsarm des Rheins, 32. Flüßchen östl. von Sömmerda, 33. Unglück, Unangenehmes (französ.), 34. Nebenfluß der Warta, 35. eine USA-Chemiefaser, 36. Name des 7. Monats im jüdischen Kalender, 37. Operngestalt aus „Peter Grimes", 38. sibir. Industriestadt im Krai Krasnojarsk, 39. Wind des Gardasees, 40. engl. Zahlwort, 41. Wärmespender, 42. deutscher Erzähler (gest. 1910), 43. Sache, Ding, (latein.), 44. Zuckerrohrbranntwein, 45. Rheinnebenfluß, 46. Maasnebenfluß, 47. Pferdesportler, 48. Werbung, 49. französisch: König, 50. Bildelement a. d. Fernsehschirm, 51. asiat. Affenart, 52. Wintersportgerät, 53. Impfstoff, 54. glänzendes feines Gewebe, 55. wohlriechendes Holz eines Tropenbaumes, 56. lastentragender Pfeiler oder Pfosten, 57. Motoranlasser, 58. organ. Siliziumverbindung, 59. russisch: drei, 60. alte deutsche Silbermünze, 61. Geländeeinschnitt, 62. Handlung, 63. Laubbaum (Mz.), 64. Männername, 65. Meeressäugetier, 66. svw. Mittelpunkt.

Wörterband

Von außen nach innen: Meeresalge – Singvogel – Funkmeßverfahren – Fliegenlarve – Berg im S Jordaniens – japan. Hafenstadt a. d. Westküste Hokkaidos – Nadelbaum – Berggruppe in den Dolomiten – Arbeitskamerad – Tochter des Königs Lear – Jurist mit Sonderbefugnis – Titelgestalt bei Andersen-Nexö – Fluß in Frankreich.

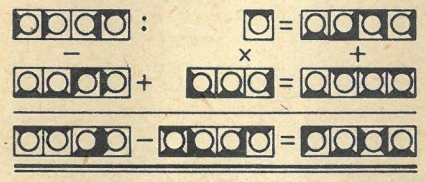
Von innen nach außen: japan. Maler des 13. Jh. – Tragtier – Tropenkrankheit, Aussatz – Rauminhalt eines Schiffes – Spielbestimmung – Gaststätte – ein Grundschulfach – Wesensart – auf Atome bezüglich – niederländ. Stadt – Wagenteil – südfranzös. Stadt – im feudalen Ungarn und Polen Bezeichnung für hohe Adlige.

Schach

Partie der Herausforderin
RÉTI, J. Achmylowskaja – Wu Minqien, Malmö '86: **1. Sf3 d5 2. g3 Lf5 3. Lg2 c6 4. c4 e6 5. 0-0 Le7 6. d3 Sd7 7. cd cd 8. Db3 Sc5!? 9. Db5+ Dd7 10. D:d7+ S:d7 11. Sd4 Lg6 12. Sb5 Kd8 13. e4!** (trotz des Damentausches gelingt es Weiß, einen Angriff aufzuziehen) **13. ... a6 14. Sd4 Sgf6 15. Sc3 e5?! 16. Sf5! d4 17. Se2 Lf8 18. f4! Lh5 19. fe!** (Weiß gönnt der Rivalin keine Verschnaufpause) **19. ... L:e2 20. Tf2 L:d3 21. ef gf 22. S:d4 Lc5 23. Le3 Te8 24. Tf4 Te5 25. Td1 Le2 26. Td2 Lh5 27. Lh3! Tc8 28. L:d7** (bringt Qualitätsgewinn) **28. ... K:d7 29. Sb3+ Ke6 30. L:c5 T8:c5 31. S:c5+ T:c5 32. Kf2 Lg6 33. Ke3 Tc1 34. Tdf2 Ke5 35. T:f6 Te1+ 36. Kd2 T:e4 37. T6f4 f6? 38. T:f6 Td4+ 39. Ke2 Ld3+ 40. Ke3** (Schwarz überschritt die Zeit) **1:0.**

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vom Kern zum Wort

1. Andere Bezeichnung für Plötze, 2. Beutelratte (Pelztier), 3. südfranzös. kalter Fallwind, 4. Generalsrang bei der Volksmarine, 5. afrikan. Staat, 6. Ort am gleichnamigen See nördl. von Königs Wusterhausen, 7. Glasschmelzfluß.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für ein liedartiges Gesangs- bzw. Instrumentalstück.

1	R	O	T	A	U		
2	O	P	O	S	S		
3	M	I	S	T			
4	A	D	M	I	R		
5	N	I	G	E	R		
6	Z	E	U	T	H	E	
7	E	M	A	I			

Auflösungen aus Heft 19/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Cape (12), Liman (44), Oker (56), Orbit (51), Reklame (61), Noli (48), Dan (13), Erie (23), Bristol (10), Armgard (3), Enz (19), Eid (15), Reisner (60), Ast (7), Arar (1), Spat (69), Eton (21), Alte (5), Ilion (34), Levi (41), Rokitnoje (63), Teer (76), Ester (27), Asse (8), Rest (62), Este (25), BAM (9), Ith (37), Osteria (54), Uhr (77), Jog (38), Estelle (18), Galeone (30), Thai (75), Via (78), Isar (35), Tagetes (73), Vlach (80), Ewer (28), Danae (14), Hahn (31).
Senkrecht: Canberra (11), Polizist (58), Eris (20), Lido (43), Italer (36), Ar (2), Neer (49), Oleg (57), Karawane (39), Emir (24), Reederei (59), Orne (50), Tana (74), Ada (6), Matt (46), Sperre (67), Etikett (22), Señores (68), Mitte (47), Oleate (52), Lee (40), Lis (45), one (53), Vis (79), Tablette (72), Ermitage (17), Serjosha (66), Etageren (26), Siel (70), Stil (71), Hué (32), Orgiva (55), Iona (33), Shaw (65), Eier (29), Lied (42), Aale (4), Eich (16), S. A. (64).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kopilot, 4. Torero, 6. Maser, 8. Gelsen, 9. Pentode, 10. anti, 11. Triton, 13. Genetik, 15. Silage.

Senkrecht: 1. Kolima, 2. Lotto, 3. Teerosen, 5. Regeldetri, 7. Serpentine, 10. Angela, 12. Tonnage, 14. Tiksi.

Vom Kern zum Wort: 1. Bagatelle, 2. Eichsfeld, 3. Ladogasee, 4. Ilsenburg, 5. Nekrassow, 6. Salomonen, 7. Kalamität, 8. Imitation. – Belinski.

Um die Ecke gedacht: Ade und Bar = Adebar

Raten und Rechnen:

6636	:	42	=	158
–		×		+
2637	+	28	=	2665
3999	–	1176	=	2823

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 15) aus Heft 17/1986

Waagerecht: 1. Land, 5. Planeten, 11. MA, 13. Oka, 15. Laika, 16. Nora, 17. Elena, 19. Ibis, 20. Ast, 21. Tiara, 25. Enkel, 28. Hasenohr, 32. Lenz, 34. Zank, 36. UFO, 37. Lorelei, 39. Emirat, 41. Sewan, 43. Mimik, 46. Lapis, 48. Atoll, 49. Nepal, 51. Tea, 53. Pneu, 54. Moen, 56. Salami, 59. Suk, 60. RL, 61. Irun, 63. Arie, 65. Lawa, 66. Go, 67. Ilf, 69. Emilia, 72. Oste, 73. Seja, 74. Lew, 75. Filet, 76. Arles, 79. Aarau, 81. Aruba, 82. Streb, 85. Karnak, 87. Gagarin, 91. Ada, 92. Sari, 93. Eder, 94. Rasdolje, 98. Narew, 100. Elemi, 102. Ahn, 103. Eisenhut, 106. Genie, 107. Ende, 109. Artek, 110. Aare, 111. Lei, 112. Ta, 113. regieren, 114. Trillion.

Senkrecht: 2. Albertinum, 3. Nain, 4. Diskus, 5. Pa, 6. Anshan, 7. Nota, 8. Er, 9. Take, 10. Nero, 11. Ani, 14. Krane, 18. Aale, 22. Relaps, 23. BAM, 24. Ikra, 26. Efeu, 27. Low, 29. Samt, 30. Namlan, 31. Hlk., 33. Ziolkowski, 34. Zentrifuge, 35. Nila, 38. Raniwara, 40. Appretur, 42. Anoa, 44. Los, 45. III, 47. Seni, 48. Anis, 50. Auge, 52. Elli, 55. Eros, 57. Alea, 58. Majakowski, 62. Eirund, 64. Etat, 68. Flügel, 70. Lar, 71. Alb, 74. Luna, 77. Earl, 78. Leda, 80. Arsenal, 81. Ana, 82. Steher, 83. Ran, 84. Barett, 86. Arturo, 88. Adele, 89. Areg, 90. Irina, 95. Ster, 96. Oleg, 97. Jade, 99. Eier, 101. Met, 104. Hai, 105. Ten, 108. Ni, 109. AN. – Lösungswort: Kosmos-Serie.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Gertraude Kaufmann, Hennigsdorf, 1422
2. Preis:
75,– M Walter Hoffmann, Schwerin, 2753
3. Preis
50,– M Charlotte Petter, Berlin, 1156
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Dora Miethe, Görlitz, 8900; Ursula Ose, Eisleben, 4250; Gisela Hahn, Neustrelitz 5, 2080; Lotte Carstens, Rostock, 2510; Heinz Schlanert, Saßnitz, 2355.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 2

Frei nach dem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

Unser Bruder, der Dummkopf, hat also die Wahrheit gesprochen: Schnell weg mit den Pferden! Iwan wird glauben, daß er die Geschichte nur geträumt hat!

Als Iwan den Diebstahl entdeckte, waren seine Brüder schon über alle Berge.

Ach, wo sind meine goldenen Pferdchen! Gestohlen hat man sie! So bleibt mir nur dieses lächerliche Pony mit den Eselsohren!

Es ist keine Zeit zum Lamentieren, Iwan! Schnell, sitz auf!

Wie aber staunten die Brüder, als sie morgens die Stalltür öffneten! Beim Anblick der prächtigen Pferde erwachten Neid und Habgier in ihnen. Auf dem Jahrmarkt, so überlegten sie, würden sie viel Geld dafür bekommen…

Und wie ein Sturmwind eilten sie den Dieben nach.

Schämt ihr euch nicht, ihr Nichtsnutze, euren Bruder zu bestehlen?

Erschrocken starrten Danilo und Gawrilo auf den zornigen Reiter. Scheinheilig baten sie Iwan um Verzeihung.

Hallo, Wanjuscha, Brüderchen, Zeit ist's, Mittag zu essen. Geh und trag ein bißchen Feuerholz zusammen!

Wie können wir diesen Einfaltspinsel nur loswerden? Was weiß der schon vom Pferdehandel! Betrügen wird man ihn!

Oh, eine Feder! Wie prächtig sie strahlt und leuchtet!

Rühr sie nicht an! Sie gehört dem Feuervogel und wird dir Unheil bringen!

Doch Iwan hörte nicht auf seinen kleinen Freund. Er wickelte die Feder in ein Tüchlein und barg sie auf seiner Brust. Den Brüdern erzählte er kein Sterbenswörtchen.

Fortsetzung von Seite 35

Ultima Thule

sam. Eine seltsame, nicht näher zu beschreibende Furcht hatte mich mit Raubtierkrallen gepackt und schüttelte mich, so daß ich wie im Fieber zitterte.
Ich setzte mich erschöpft auf die Liege und barg das Gesicht in den Händen. Ich hatte Angst, geradeaus zu blicken, wollte die schwarzen Spinnfinger der Uhr nicht sehen, die unverändert die mitternächtliche Stunde anzeigten, fürchtete mich wie ein Kind, ringsum zu blicken, um nicht etwas Schreckliches zu erblicken, etwas, was mein Blut in den Adern stocken ließe. So vergingen zwei Stunden.
Plötzlich zuckte ich zusammen. Der Morseapparat klingelte.
Ich lief zum Tisch und stellte das Gerät fieberhaft auf Empfang.
Von der Rolle blätterte langsam ein langer weißer Streifen. Gebeugt über das Rechteck der grünen Filzunterlage, faßte ich mit der Hand nach dem abrollenden Streifen und suchte nach Zeichen, doch das Papier war unberührt, nicht die Spur eines Schreibstifts. Ich beobachtete angestrengt die Bewegung des papierenen Bandes.
Endlich tauchten die ersten Zeichen auf, in langen, minutenlangen Abständen, dunkle, rätselhafte Äußerungen, wie unter großer Mühe und Anstrengung, mit unsicherer, zitternder Hand auf den Taster gebracht.
„Chaos... Dunkelheit... Wirrnis des Traums... weit... grau... Morgendämmerung... oh... wie schwer, wie schwer sich zu befreien... Ekel... Abscheu... graue Masse... zäh, übelriechend... endlich... ich habe mich losgerissen... ICH BIN...“
Nach dem letzten Wort folgte eine längere, mehrere Minuten währende Pause, doch der Streifen rollte weiter ab in trägen Wellen. Und wieder tauchten Zeichen auf, diesmal schon sicherer, mutiger gesetzt:
„ICH BIN! ICH BIN! ICH BIN! Sie... meine körperliche Hülle, liegt dort auf dem Sofa... kalt, brrr... Sie zersetzt sich, langsam, von innen her... sie ist mir bereits fremd. Da kommen irgendwelche Wogen... große, helle Wogen... ein Wirbel! Spürst du diesen großen Wirbel? Nein! Du nicht. Du kannst ihn nicht spüren... Und alles vor mir ist gegenwärtig... alles... Ein wunderbares... Es reißt mich fort! Es nimmt mich, reißt mich mit! Ich gehe, gehe... Adieu... Rom...“
Der Text brach ab, der Apparat stand still. In dem Moment mußte ich wohl zusammengebrochen und auf den Fußboden gesunken sein. Das zumindest vermutete mein Stellvertreter, der gegen drei Uhr morgens eingetroffen war. Als er das Dienstzimmer betrat, fand er mich bewußtlos auf dem Boden, den Arm mit Papierschlangen umwickelt.
Als ich wieder zu mir kam, fragte ich sogleich nach dem Güterzug. Er war nicht eingetroffen. Da bestieg ich ohne Verzug eine Draisine und sauste bei lichter werdendem Dunkel in Richtung Szczytniski. Nach einer halbstündigen Fahrt war ich an Ort und Stelle.
Schon am Eingang merkte ich, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein mußte. Die sonst immer ruhige und einsame Station war von einer Menge Menschen belagert, die sich vor dem Dienstzimmer drängten.
Ich schob die Gaffer beiseite und bahnte mir einen Weg ins Innere. Dort sah ich ein paar Männer über die Liege gebeugt, auf der Joszt lag.
Ich zwängte mich hindurch, kniete nieder vor dem Freund und nahm seine Hand. Ein Schauer des Entsetzens ließ mein Blut stocken. Joszts Hand, kalt und steif wie Marmor, glitt aus der meinen und fiel kraftlos über den Rand der Liege. Auf dem von Todeskälte erstarrten Gesicht mit dem vollen aschgrauen Haarschopf geisterte verschwommen ein stilles, glückseliges Lächeln...
„Herzversagen“, erklärte der neben mir stehende Arzt. „Gegen Mitternacht...“
Ich spürte einen scharfen, stechenden Schmerz in der linken Brust. Unwillkürlich hob ich die Augen und blickte auf die Wanduhr über dem Sofa. Auch sie war in jenem tragischen Augenblick stehengeblieben, auch sie zeigte die zwölfte Stunde an.
Ich sank auf die Liege und setzte mich neben den Toten.
„Hat er sofort das Bewußtsein verloren?“ fragte ich den Arzt.
„Auf der Stelle. Der Tod trat genau um Mitternacht ein, er war gerade dabei zu telegraphieren. Als ich zehn Minuten nach Mitternacht, vom Streckenwärter gerufen, hier eintraf, lebte der Herr Vorsteher nicht mehr.“
„Hat mir jemand zwischen zwei und drei Uhr nachts etwas durchgegeben?“ fragte ich und blickte in Joszts Gesicht.
Die Anwesenden sahen sich erstaunt an.
„Nein“, sagte der Stellvertreter. „Ich nicht. Gegen ein Uhr habe ich diesen Raum betreten, um den Verstorbenen abzulösen, und seitdem habe ich ihn nicht verlassen. Nein, nein, Herr Vorsteher, weder ich noch irgendein anderer vom diensthabenden Personal hat diese Nacht etwas durchgegeben.“
„Dennoch habe ich“, sagte ich leise, „heute nacht eine Depesche aus Szczytniski erhalten.“
Beklommenes Schweigen trat ein.
Irgendein schwacher, unbeholfener Gedanke arbeitete sich mit Mühe zu meinem Bewußtsein durch...
„Der Brief!“
Ich griff in die Tasche und riß den Umschlag auf. Er war an mich gerichtet: Joszt teilte mir folgendes mit:

„Ultima Thule, 13. Juli

Lieber Romek!
Ich werde bald sterben, ganz unvermittelt. Der Mensch, den ich heute im Traum in einem der Fenster des halbverfallenen Hauses gesehen habe, war ich selber. Vielleicht werde ich in Kürze meinen Auftrag erfüllen können. Du wirst mein Mittelsmann sein und es den Menschen erzählen, ihnen die Wahrheit verkünden. Vielleicht werden sie daran glauben, daß es eine andere Welt gibt... Falls ich es schaffe. Leb wohl! Nein, auf Wiedersehen – irgendwann im Jenseits... Kazimierz.“

Aus „Das graue Zimmer“, erschienen beim Verlag Volk und Welt, übersetzt von Charlotte Eckert.

Bildgeschichte

Nein, es herrschte kein Fotografierwetter an jenem Vorfrühlingstag in Budapest. Grauer Dunst über der Donau, kaum ein Schemen zu sehen von Gellértberg und Fischerbastei, Kettenbrücke und Raddampfer. Verlassen die langgestreckte Treppe vor dem Parlamentsgebäude, sonst von Menschen wimmelnd, Treffpunkt der Angler und Touristen, der Pensionäre und Liebesleute.
Nur ein einsames Pärchen auf den zum Wasser führenden Stufen, Mädchen und junger Mann, schweigend in Gedanken versunken. Nach der bewährten Regel, daß man's auch dort versuchen soll, wo garantiert kein Motiv zu holen ist, pirschte ich mich heran. Doch nichts ging mit den beiden Figuren, die stumm und steif dahockten wie die Ölgötzen. Nach einigem Räuspern entschloß ich mich zur Ansprache. „Ganz schön kühl“, sagte ich. „Rückt mal hübsch zusammen, dann wird euch gleich wärmer...“
„Wenn Sie meinen“, erwiderte der junge Mann, und beide ließen sich nicht lange bitten; ich bekam meinen Film voll. Wie üblich, wurden danach die Adressen getauscht – allerdings auch zwischen den „Modellen“. – „Ja“, sagte der junge Mann auf meinen verwunderten Blick. „Ich kannte die Dame ja gar nicht. Übrigens: Vielen Dank. Ohne Sie hätte ich mich nie getraut...“
So entstand mein Bild „Einsames Paar“ – Erinnerung an den unwiederholbaren Augenblick, da man in Zweisamkeit verloren ist für die ganze Welt. Später erhielt es sogar einen Preis.

Milena Hrušková, Prag

GLÜCK MUSS MAN HABEN

5 aus 45 · 6 aus 49 · TELE LOTTO · FUSSBALL-TOTO

Das große Gesellschaftsspiel im Fernsehen der DDR

WER GLÜCK HAT, GEWINNT

auf seinen Lotto-Toto-Spielschein zusätzlich

3 000,– Mark
2 000,– Mark
oder **1 000,– Mark**

WER NOCH MEHR GLÜCK HAT,

gewinnt außerdem zusätzlich

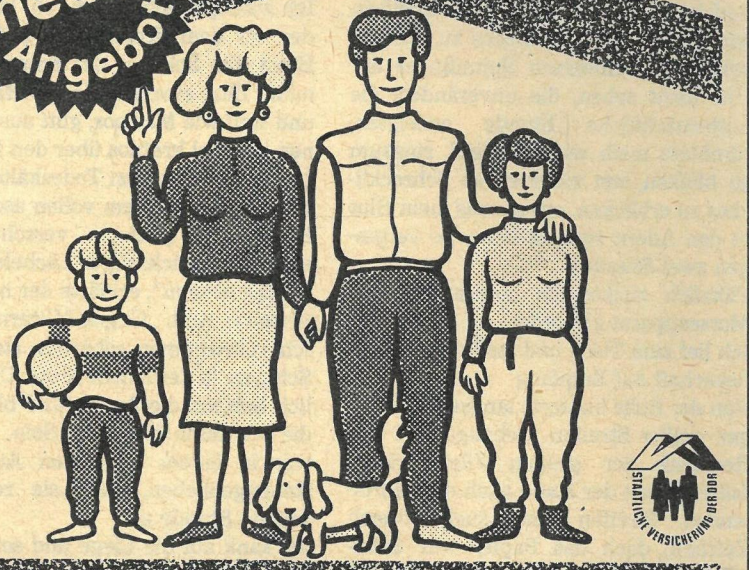
1 Pkw Trabant de Luxe
1 Farbfernsehgerät
oder **1 Auslandsreise** *für 2 Personen*

Spielscheinannahme 29. 9.–3. 10. 1986

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE • FERNSEHEN DER DDR

LEBENS VERSICHERUNG

Unser neues Angebot



STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Verbesserte Vorsorge für die Familie

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern ausführlich

SOVTRANSAVTO

bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse

SOVTRANSAVTO

bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und 30 Ländern Europas und Asiens

SOVTRANSAVTO

bedeutet 22 internationale Kraftverkehrslinien für den Transport von kleinen Güterpartien

SOVTRANSAVTO

bedeutet Güterbeförderung aus Westeuropa nach Asien

Generalvertretung von SOVTRANSAVTO in der DDR:

Leipziger Str. 62,
Berlin, 1080

Telefon: 2 08 10 17, 2 08 02 74
Telex: 114 243, 114 242

SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!

Anschrift: UdSSR, 103 009, Moskau,
Kusnezki most, 6/3
Telefon: 221-36-53
Telex: 411 251, 411 252,
411 924

Sovtransavto

Auflösung des Sommerpreisrätsels '86:

Ohne Fleiß kein Preis

... lautete die Erkenntnis, die unsere Leser aus dem FW-Computer-Preisrätsel in doppeltem Sinne zogen. Falko Binder sandte uns dann auch mit der korrekten Lösung die sogleich verinnerlichte Sentenz von Mark Twain: Das schönste aller Geheimnisse – ein Genie zu sein und es als einziger zu wissen ...
Wir mußten erfahren, daß die überwältigende Mehrheit unseres Rate-Teams einen wichtigen Schritt in diese Richtung getan hat. Aus Tansania, dem D-Zug nach Dresden und unzähligen Ostseestrandkörben erreichte uns eine Flut von richtigen Einsendungen, die drei unserer Kolleginnen mit Freude, aber auch mit wachsender Besorgnis verfolgten. Ihnen war die Bürde der Fortuna auferlegt, vorurteilsfrei und ohne Rechtsbeistand in den Berg von 40 137 Karten zu tauchen, um nun endlich erleichtert die glücklichen Gewinner bekanntzugeben:

7 x 1000 M

1. Elke Schuldt, Pankelow
2. Oliver Kühnan, Wildpark-West
3. Gerald Lodyga, Zeitz
4. Ines Freude, Berlin
5. Peter Wagner, Olbernhau
6. Kerstin Röthling, Magdeburg
7. Käthe Helbig, Gröditz

7 x 100 M

1. Sabine Eichmann, Hennigsdorf
2. Frieda Schütte, Jesewitz
3. Christa Pilatzki, Groß-Korgau
4. Rayk Brumme, Lucka
5. M. Ristel, Zehdenick
6. Gunnar Klaas, Diesdorf
7. Carola Leonhardt, Karlshagen

RUSSISCH

OHNE SCHULBANK

„Hals- und Beinbruch!“

In der Regel werden Sie, ob als Tourist, Studien- oder Dienstreisender, bei voller Gesundheit auf Reisen gehen. Aber gefeit ist keiner dagegen, auch im Ausland ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Ohne Wörterbuch oder einen kleinen sprachlichen Reiseführer sollte man nicht ins Ausland fahren. Wenn sich in der Arzt-Patient-Begegnung auch vieles außersprachlich, nämlich mit Gesten, regeln läßt, indem Ihnen etwa vorgemacht wird, daß Sie den Mund zu öffnen haben, oder Ihre Fußverletzung wortlos zur Kenntnis genommen und versorgt wird, so gibt es doch gewisse Grenzen der Mit-Händen-und-Füßen-Verständigung. Also geht hier Studieren vor Probieren. Auch wenn Sie von sich behaupten können: **„Ich bin gesund!“** – „Я здоров/а/!“ (Ja sdarów/a/) bzw. **„Wir sind gesund!“** – „Мы здоровы!“ (My sdarówy), haben Sie sich **für alle Fälle** – на всякий случай (na fßjáki ßtútschij) einige **Medikamente** – лекарства (likárßtwa) – mitgenommen, die Sie **bei Bedarf** – в случае необходимости (fßtútschije niabchadjímoßtji) – oder evtl. **ständig** – постоянно (paßtajánno) – einnehmen. In diesem Falle könnten Sie den Arzt mit dem Satz **„Ich habe meine Medikamente mit“** – „У меня свои лекарства“ (U minjá ßwají likárßtwa) – informieren und die Medikamente vorlegen. Dabei können Sie auch sagen: **„Das da nehme ich ein“** – „Вот это я принимаю“ (Wot áto ja prinimáju). Vermeiden Sie das Wort „Medizin“ für „Medikament“, denn медицина (midjizýna) bedeutet die **Medizin** als Wissensgebiet. Einen **Arzt** – врач (wratsch) – kann man übrigens auch медик (mjédjik), **Mediziner,** nennen, in der Anrede (deutsch: „**Herr** bzw. **Frau Dr.**“) schlicht „Доктор, (dóktor).

Nachdem Sie sich mit dem Satz „Скажите, пожалуйста, где ближайшая поликлиника?“ (ßkashýtje, pashályßta, gdjä blishájschaja paliklínika) – **„Sagen Sie bitte, wo ist die nächste Poliklinik?“** – zu derselben durchgefragt haben, werden Sie sich für die Sprechstunden des Arztes interessieren. Hier begegnet uns das Verb принимать (prinimátj) zum zweiten Mal: Es bedeutet annehmen, vereinnahmen, **einnehmen** (Medikamente), **empfangen.** Damit wird uns erklärlich, daß nicht nur der **Patient** – пациент (pazyjánt) oder больной (balnój) bzw. die **Patientin** – пациентка (pazyjántka) oder больная (balnája) – принимает, z. B. **Tabletten** – таблетки (tablátki), sondern auch der Arzt, z. B. der **praktische Arzt** – терапевт (tjirapjáft) –, **„empfängt“,** d. h. **Sprechstunden abhält:** Врач принимает с 9 до 12 (Wratsch prinimájit sdjiwjitjí da dwinázytji), nämlich **von 9–12 Uhr.**

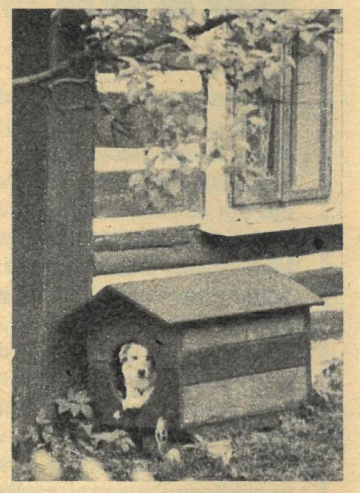
Eingangs empfahlen wir, einige Vokabeln nachzuschlagen, damit man dem Arzt genauere Hinweise über die eigenen Beschwerden geben kann. Er wird sich mit der Frage „На что вы жалуетесь?“ (Na schto wy shálujitjis?) – **„Was fehlt Ihnen?“** – danach erkundigen, und Sie antworten gezielt: **„Ich habe Kopfschmerzen / Zahnschmerzen“** – „У меня болит голова / болят зубы/“ (U minjá balíd gaławá / baljád súby). Bei schwerer bestimmbaren Schmerzen sollten Sie nicht gleich mit der fertigen Diagnose hereinstürmen (das schätzt Ihr Heimatarzt doch auch nicht!), sondern bescheidener auf die Quelle Ihres Unbehagens hinweisen: **„Hier tut's mir sehr weh!“** – „Здесъ у меня очень болит!“ (Sdjes u minjá ótschin balít). Ihr Arzt würde Sie jetzt auffordern: **„Machen Sie sich bitte frei“** oder **„Machen Sie den Oberkörper frei.“** Die Aufforderung lautet: „Разденьтесь до пояса!“ (Rasdjéntjis dapójaßa, wörtl.: „Ziehen Sie sich bis zum Gürtel aus!“).

Jetzt ist alles überstanden. Mit einem **Rezept,** sagen wir, **für ein Kopfschmerzmittel** – рецепт на лекарство от головной боли (rizápt na likárßtwo adgaławnój bóli) – sowie mit der Empfehlung versehen, **zweimal täglich 1 Tabl.** davon **einzunehmen** – „Принимайте два раза в день по одной таблетке!“ (Prinimájtje dwa rása wdjen paadnój tablátkje), gehen Sie in eine **Apotheke** – аптека (aptjáka). Wundern Sie sich nicht, wenn Sie dort im Gegensatz zu unserem Gesundheitswesen etwas bezahlen müssen. Es wird aber keine schwindelerregende Summe sein. Sie fragen: **„Was habe ich zu zahlen?“** – „Сколько с меня?“ (ßkólko ßminjá?), erhalten Ihre Medikamente, und bald wird's Ihnen schon besser gehen: „Чувствую себя гораздо лучше!“ (Tschúßtwuju ßibjá garásdo łútsche) – **„Ich fühle mich schon viel besser!“,** so daß es des wohlgemeinten Wunsches **„Gute Besserung!“** – „Желаю скорее выздороветъ!“ (Shyłáju ßkaréje wýsdarawjetj) oder “Поправляйтесъ!“ (Paprawlájtjis) – gar nicht mehr bedarf. Also dann: **Hals- und Beinbruch!** – Ни пуха, ни пера! (Ni púcha, ni pjirá).

Hella Rymarowicz

Lesergrüße

Trotz neuer Bekannschaften auf Reisen vergaßen viele Leser keineswegs ihre alte Bekannte, die FREIE WELT. Wir danken herzlich für die Feriengrüße aus nah und fern, die uns im Laufe des Sommers erreichten. – In Aschchabad (Turkmenische SSR) fotografierten Fritz Martin, Torgau, und Henry Schauer, Weißbach, in der Hohen Tatra und im Riesengebirge (ČSSR) Günter Laugisch, Zeitz, und Leonhard Penzold, Berlin.



Gemeinsames Ziel

Großen Anklang fand ein Schießwettkampf mit sowjetischen Offizieren in unserer DSF-Grundeinheit im Leipziger Messeamt. Einer der Gäste errang den ersten Platz. Bald folgt ein Treffen in der sowjetischen Garnison, denn unser Ehrgeiz wurde mächtig angestachelt.

Bernd Görne, Leipzig

Gewinner der

FREIE WELT-Solidaritätstombola

Zur Solidaritätsaktion 1986 erhielten wir 1134 Geldüberweisungen und 530 Pakete oder Päckchen mit Sachspenden. Nochmals unseren herzlichsten Dank! Unter 1664 Lesern verlosten wir die 48 Preise:

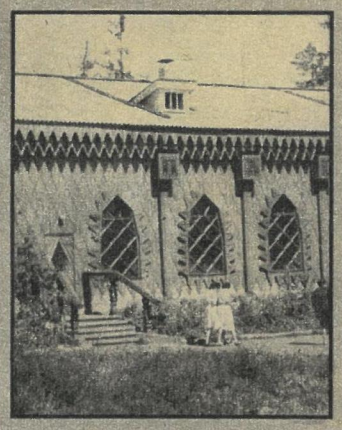
1. Preis – 1000 Mark: Horst Schnädelbach, Vielau
2. Preis – 750 Mark: Kollegin Katzner, Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck", Peitz
3. Preis – 500 Mark: Irmfriede Wolf, Freiberg

Je 100 Mark gewannen: Hanna Dietz, Bernburg; Kurt Feierabend, Brandenburg; die Kinderkrippe „S. Marschak", Greifswald; Familie Koplin, Greifswald; Irmgard Roitzsch, Halle Neustadt. Je 50 Mark gewannen: die Bibliothek, Neuenhagen bei Berlin; Else Dymala, Aue; Birgit Faust, Gotha; Lothar Hupfer, Greiz; Alice Krüger, Berlin; Walter Meinel, Erlbach; Marianne Seidel, Tannenbergsthal; Nora Thiel, Erfurt; Uwe Warmuth, Sondershausen; Ursula Wilde, Dresden. Je 1 Büchergutschein im Wert von 25 Mark gewannen: Gerhard Bass, Halle; Christine Baumann, Strausberg; Johanna Begerow, Rudolstadt; Siegfried Czubatynski, Wittenberge; Matrose Diekelmann, Kühlungsborn; ErikaGerth, Windischleuba; Johanna Grohmann, Zwönitz; Walter Grundmann, Calbe; Hanna Härtel, Rostock; Angelika Harte, Lauter; Käthe Heiber, Rippicha; Alfred Heinze II, Nordhausen; Familie Huber, Senftenberg; Jugendbrigade „Clara Zetkin", Chemiefaserwerk Premnitz; Daniel Keller, Wittenberg; Günther Kluge, Tessin; Gerda Mehner, Wust; Brigitte Meister, Schmölln; Albert Pelka, Weißwasser; Alexander Rave, Leinefelde; Kurt Rilk, Schwarzhausen; Ulf Scharnbeck, Rhinow; Elke Schilli, Neudietendorf; Ingrid Schneidewind, Mehringen; Hanni Steffen, Glienicke; Helene Tautenhahn, Karl-Marx-Stadt; Ruth Thielecke, Brandis; Irmgard Totzki, Magdeburg; Ulrike Welz, Eisenach; Gerhard Wieland, Neukirchen. Herzlichen Glückwunsch!

Baden im Baikal

Ein sibirisches Holzhaus von innen zu sehen, hatte sich ein Leser aus Stendal gewünscht („Tee in Tjumen", FW 19/86). Auch außen sind solche Häuser sehenswert. Dieses fotografierte ich in der Nähe von Irkutsk, der großen sibirischen Stadt, die im Juli 1986 ihr dreihundertjähriges Bestehen feierte. Zu den schönsten Erlebnissen meiner Jugendtourist-Reise nach Sibirien gehörte das Kennenlernen der Naturreichtümer. Der Baikal! Man erzählte uns, wer in ihm badet, bleibt ein Leben lang jung. Wir badeten...

André Wannewitz, Stendal



Berühmtes Baby

Selten las ich einen ergreifenderen Bericht als den über das berühmteste Baby der Sowjetunion („Die zwei Leben der Karina W.", FW 17/86). Ich wurde geboren, als Karina schon drei Jahre alt war. Zufällig in dem Land, das dem kleinen Mädchen und so vielen anderen Menschen unbeschreibliches Unheil brachte. Alle Achtung vor Karinas Mutter – eine mutige Frau.

Renate Meißner, Leipzig

Verkabelt

Als Antwort auf die Frage, welcher Betrieb Alleinhersteller von Fernmeldekabeln in der DDR ist, wollten Sie wohl „Kabelwerk Köpenick" hören („Ran an die Schallmauer", FW 17/86). Das ist allerdings nicht ganz richtig. Der VEB Kabelwerk Nord in Schwerin stellt ebenfalls solche Kabel her.

P. und R. Topp, Schwerin

Sie haben recht, wir müssen präzisieren: Das Kabelwerk Köpenick ist Alleinhersteller von Fernmeldeortskabeln, mit denen Verbindungen innerhalb von Ortschaften bis zu den Hausanschlüssen hergestellt werden. Städte- und ortsverbindende Fernmeldekabel produziert auch das Schweriner Kabelwerk.

Klaus Hurrelmann

Glimmstengel und Schulmappe

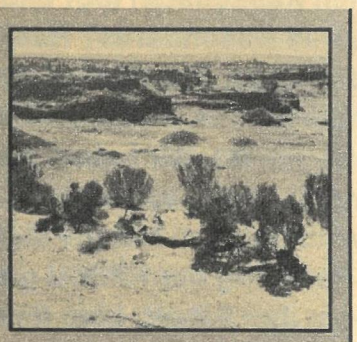
Spannend war der Bericht „Gehörnter Tod vor Kronstadt" (FW 16/86). Über die wichtige und gefährliche Arbeit der Minenspezialisten würde ich gern mehr erfahren. Im gleichen Heft der Beitrag „Nadelstiche" – Akupunktur als Therapie, um Kettenraucher von ihrer Sucht zu befreien. Ein interessanter Versuch, finde ich. Man müßte viel mehr gegen das Rauchen von Jugendlichen und sogar Kindern tun. Für mich als zukünftige Lehrerin wird dieses Thema nicht bedeutungslos sein. Ich will es jedenfalls versuchen, die Schüler vom Glimmstengel fernzuhalten durch Vorträge, Gespräche mit ehemaligen Rauchern usw. Natürlich braucht man dazu die Unterstützung der Eltern und der Gesellschaft überhaupt.

Carona Richter, Riesa

Asiatisches für Auge und Ohr

Für Frau Müller und alle anderen an Volkskunst interessierten Leser (Pfauenschweif und Kosmoslook", FW 17/86): Im Greifswalder Kreiskulturhaus war das Staatliche Folkloreensemble aus der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik zu Gast und begeisterte uns mit seinen Darbietungen voller Charme und Grazie. Wir hörten traditionelle Weisen der Bauern, Arbeiter und Fischer, patriotische, dramatische und lyrische Gesänge sowie Scherzlieder. Viel Mühe wird auf Kostüme und Zubehör verwandt, so daß auch das Auge zu seinem Recht kommt. Kleinere Gruppen des 600 Mitglieder zählenden Ensembles reisen in viele Länder und ernteten überall Bewunderung.

Axel Klöhn, Greifswald



Lob des Saksauls

Berichte über die Begrünung großer Wüstengebiete in der UdSSR (siehe auch „Sonnenfallen in der Karakum", FW 18/86) regten eine Leserin dazu an, ihre Gedanken in eine poetische Form zu fassen. Hier ein Auszug:

Siehst du den Wind dort,
den gelben Sand der Wüste?
Er kleidet sich in
Sandschleier,
er weht und bläst und fegt
auf die Oase zu,
peitscht harten Wüstensand
auf keimende Saaten.
Dämmen den Andrang des
Dünenheeres
kann nur der Saksaul,
der Wunderbaum,
der allein in der Sandwüste
wächst,
mit seinen lebendigen
Zweigen
Wind, Sand und Glut
besiegt.

Henriette Schuler, Jena

Zum faszinierenden Thema „Wüste" möchte ich meine Aufnahme aus der Wüste Gobi in der Mongolischen Volksrepublik beisteuern. Sie zeigt Saksaulsträucher, von denen auch im Karakumbeitrag die Rede ist.

Günter Rinnhofer, Eberswalde-Finow

Unterwasserzauber

Mit der Rücktitelserie „Korallen vor Kuba" (ab FW 13/86) ist Ihnen ein Volltreffer gelungen. Die Vielfalt dieser Unterwasserwelt ist im direkten Kontakt ja nur Tauchern und Spezialisten vorbehalten. Die schönen Aufnahmen und der verständliche Text gestatten auch uns Landratten einen Einblick in diese Welt.

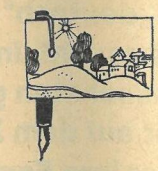
Klaus Ganzer, Leinefelde

Korallen

So war es richtig in Folge 6 „Korallen vor Kuba" (FW 18/86): Saumriff, Horstriff, Bankriff, Kranzriff, Barriereriff, Zackenriff, Maschenriff, Wallriff, Atoll (Beispiele). Es gewannen: 100 M – Helmut Beutel, Freyburg (Unstrut); 75 M – Theodor Masur, Rostock; je 50 M – Birgit Findling, Magdeburg; Luise Konrad, Mittweida; Harry Schlöffel, Rudolstadt.

In diesem Heft der letzte Teil. Märchen folgen.

Wer schreibt uns?



Guten Tag, liebe Mädchen und Jungen in der DDR! Ich möchte mich gern mit vielen von Euch anfreunden. Jedem, der mir schreibt, werde ich eine schöne Ansichtskarte schikken, denn ich bin selbst Sammlerin von Ansichtskarten. Arina Kisseljowa (11 Jahre alt), UdSSR, 197 341 Leningrad, al. Polikarpowa, d. 3, kor. 1, kw. 713

Jelena Mironytschewa (20 Jahre alt), liebt moderne Musik und Literatur, wünscht Briefwechsel in russisch oder englisch. UdSSR, 603 061 Gorki, ul. Uspenskogo 13–17

Marina Daniel (16 Jahre alt), sammelt Bücher, Münzen, Schallplatten, Souvenirs, interessiert sich für Sport, moderne Musik und Tanz, wünscht Briefwechsel in deutsch. UdSSR, Permskaja obl., 618 290 Gubacha, ul. Degtjarjowa, d. 12, kw. 8

Dr. Kathy Temesi (40 Jahre alt), möchte sich in deutsch vervollkommnen, spricht auch russisch, spanisch und etwas englisch, interessiert sich für Sport, Film, Literatur, Tanz, Reisen. UVR, Budapest 1123, Magyenyed u 15/B. IV. 20

Helena Schwanberg (21 Jahre alt), fotografiert und kocht gern. UdSSR, Lett. SSR, 226 082 Riga, Pildas ielá, 79.

Preisfrage

Heft 20/86

Wo befindet sich die nördlichste Brutstätte von Flamingos und Pelikanen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 22/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 8. Oktober 1986. Auflösung von Heft 18/86: Nein. Wir gratulieren Willi Wildgrube, Treuenbrietzen.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Bernd Görne, MTI (2); Zeichnungen: Detlev Schüler; Vignette: Martin Kotsch

Wenn jemand im fernen Kasachstan lebt und Natalie Gellert heißt, ist daran was Besonderes? Natalie gehört zu der fast eine Million Bürger dieser Sowjetrepublik, in deren Paß unter der Rubrik „Nationalität“ das Wort „deutsch“ eingetragen ist. Wir haben sie in ihrem Dorf besucht, in Urkendëu. Wenn es so viele Deutsche in Kasachstan gibt, weshalb dann Natalie Gellert? Sie hat auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU geredet. Über ihre Familie, über ihre Arbeit, über ihre multinationale Heimat. Wir wollten mehr wissen, ihren Alltag miterleben. Als wir mit Natalie über ihren Beruf sprachen – sie ist Traktoristin im Sowchos „Amangeldy“ – unterbrach sie sich einmal durch den Satz, den wir zur Überschrift dieses Artikels machten:

Ach herrje, ich werde ja lyrisch...

Dieser Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text) und Detlef Christel (Fotos) entstand in Zusammenarbeit mit der Redaktion „Freundschaft“ in Zelinograd.

Ach herrje, ich werde ja lyrisch...

Der Wermut zwischen den muselmanischen Grabstätten am Steppenflüßchen Kara-Su ist noch jung. Ich zerreibe eins der zarten Pflänzchen zwischen den Fingern und genieße seinen herben Duft. Mancher Ornithologe gäbe sonstwas dafür, einmal diese Straße hin zum Tengis-See zu fahren, zu jenem einzigartigen Naturschutzgebiet, wo sich die nördlichsten Brutstätten von Pelikan und Flamingo finden.
Wir sind unterwegs zu einer Deputierten des Obersten Sowjets der UdSSR, auf dem XXVII. Parteitag gewählt als Kandidat des Zentralkomitees der KPdSU. Wir wollen ihr einen Besuch zu Hause abstatten, sozusagen im Leserauftrag.

Hier also lebt Natalie Gellert

Kein Musterdorf. Die Straßen nicht asphaltiert. Daß die Wasserleitung noch nicht in alle Häuser reicht, erkennt man an den Zapfstellen am Straßenrand, zu denen dunkelhäutige Kasachenkinder mit Eimern und Kannen streben. Kein Sowchoskulturhaus, keine Sporthalle, kein modernes Einkaufszentrum. Aber schmucke Bauernhäuser, blumenbunte Gärten. Vor den Gehöften parken Ladas und Sapos. Hier also lebt Natalie Gellert...
Wir stehen im sonnigen Staub vor dem Sowchos-Büro. Und die drei Stufen herab kommt eine junge Frau auf uns zu. Lächelnd. Auf den ersten Blick sympathisch. Hübsch anzusehen, modisch gekleidet. Natalie Gellert.
Ich hämmere mir ein: Vergiß nicht, mit wem du es hier zu tun hast! Das ist eine landesweit geachtete Persönlichkeit von nicht unerheblichem Einfluß!
Jedoch, als ob wir einander schon jahrelang kennen, knobeln wir erst einmal, welche Bedeutung wohl der Name des Dorfes habe. Urkendëu ist ein kasachisches Wort. Und schon in diesen Minuten beobachte ich, wie gut diese junge sowjetdeutsche Frau sich auch in der Sprache des kasachischen Volkes auskennt. „Urkendëu läßt sich wohl am besten mit ‚Entwicklung' übersetzen," entscheidet sie sich. Ein uralter Name. Weiß der Teufel, wer einst jenen weltenfernen Aul so nannte, bestehend aus drei, vier armseligen Lehmhütten, die halb in der Erde steckten. „Heute", sagt Natalie, sicher, daß uns die nächsten Tage davon überzeugen würden, „heute trifft dieser Name den Nagel auf den Kopf."
Ein Getreidesowchos. Da, wo bis zur Neulandaktion der fünfziger Jahre die endlose Federgrassteppe im endlosen Schlaf zu ruhen gedachte. 25 000 Hektar mißt die landwirtschaftliche Fläche dieser Sowjetwirtschaft inzwischen. 120 Traktoren, 76 Kombines und 50 Lastkraftwagen sind die vieltausendpferdestarken Arbeitstiere der Bauern des Sowchos.
Auf dem Weg zur Traktoristin Natalie waren wir am Rayonzentrum Kurgaldshino vorbeigefahren. Und Mambet Sagandykow, der 1. Sekretär des Rayonkomitees der KPdSU, gab uns eine Wetterinformation mit, die er für sehr erfreulich hielt: Der diesjährige Mai hat dem Landstrich eine Gesamtregenmenge von 40 Millimetern gebracht. Also sei mit einer guten Ernte zu rechnen...
Ich schämte mich fast meiner Entgegnung, daß uns mitunter ein einziger Regentag diese Niederschlagsmenge beschert...

Wie kamen die Gellerts nach Urkendëu?

Wie hat es die Gellerts in diese Gegend verschlagen? Heute nennt man im Sowchos „Amangeldy" den Namen der Familie mit Hochachtung unter den Pionieren des Neulands. Mit den Eltern Natalies waren noch andere gekommen, um die Steppe unter den Pflug zu nehmen, damals, vor drei Jahrzehnten. Nicht jeder hielt es hier auf die Dauer aus. Nur die Gellerts sind geblieben.
„Sie wurden Patrioten von Urkendëu", sagt Argyn Sarsenow, der Sowchosdirektor. „Neun Gellertkinder wurden hier geboren, alle elf gingen hier zur Schule. Familien mit dem Namen Gellert sind es inzwischen mehr geworden, denn auch die junge Generation blieb im Dorf ansässig."
Wir schlendern mit Natalie durch den Ort, kommen zum Dorfrand. Dort hütet eine ältere Frau ein paar Gänse.
„Meine Mutter", sagt Natalie. Und wir werden Zeugen der uralten Szene: Mama bringt den Kragen der Tochter in Ordnung. Dann erst wendet sie sich den Gästen zu. Und auch diese Begegnung ist völlig unkompliziert, ganz freimütig.
Eine fröhliche Kinderschar stürmt herbei, scheucht die Gänse in einen kleinen Tümpel. Aber Martha Gellert ist nicht böse: „Se wolle doch sehe, wie se bade!" Und gibt uns ergänzende Auskünfte zur Familienchronik: „Wir sind aus Serpuchow

bei Moskau gekommen. Da lebe noch viele deitsche Leit. Mein Mann, der Woldemar, war Brigadier und viele Jahre Cheftechniker hier im Sowchos. Jetzt schafft er als Schlosser, geht nun bald in die Pensija."
Dann schickt sie uns fort. Entweder Gänseherde oder wir. Beides ist schwer im Auge zu behalten. Natalie aber läßt der Mutter ihre Handtasche da. Aus dem Gesicht von Martha Gellert blitzt der Schalk: „Seht nur, bei uns hat auch der Gänsehüter ein Portefeuille!"

Wir waren Ohrenzeugen: Gellerts reden deutsch

Genossin Gellert hat vor dem höchsten Forum der sowjetischen Kommunisten gesagt: „Mir, einer Deutschen, haben die Werktätigen des Gebietes Zelinograd großes Vertrauen erwiesen, indem sie mich zum zweiten Mal als Deputierte des Obersten Sowjets – und die Kommunisten als Delegierte des Parteitages – wählten."
Das Neuland sei ein Feld, auf dem Vertreter verschiedener Nationalitäten und Völkerschaften in brüderlicher Zusammenarbeit beachtliche Ergebnisse erreichen. Die Wirklichkeit widerlege Behauptungen im Westen, daß die Sowjetbürger deutscher Nationalität unterdrückt und ihre Menschenrechte verletzt würden.
An dieser Stelle möchte der Autor dieses Beitrages einige ergänzende Gedanken äußern. Viermal war er als „Gastredakteur" in Zelinograd, zusammengerechnet über ein halbes Jahr. Vollgestopft mit Eindrükken und Erfahrungen zu dieser Sache. Er lernte Sowjetdeutsche als Institutsdirektoren und Staatsfunktionäre kennen, als Vorsitzende reicher Kolchosen, als Traktoristen, Viehzüchter, geachtete Fabrikarbeiter, war in Stadt und Land bei sowjetischen Familien zu Gast. Er ist treuer Hörer der deutschsprachigen Sendungen von Radio Alma-Ata, läßt keine Gelegenheit zum Besuch des Deutschen Theaters in Temirtau aus, ist stets neugierig, welche neuen Werke sowjetdeutscher Schriftsteller der Verlag „Kasachstan" herausbrachte.

★

Natalie hat einen kasachischen Mann. Wie ihre Schwester Anna. „Geheiratet haben wir so, wo die Liebe eben hinfiel. Bei mir hat's schon in der Schule angefangen. Gasidulla Bekeschew ging eine Klasse höher als ich. Ein ernsthafter, disziplinierter Junge. Obwohl ich Zöpfe hatte, zog er mich niemals daran. Bei Pionierveranstaltungen, im Komsomol haben wir uns gut kennengelernt. Fünf Jahre sind wir ‚miteinander gegangen'. Als ich vierundzwanzig war, wurde Hochzeit gemacht. Jeder behielt seinen Familiennamen. Das machen bei uns heutzutage viele junge Leute so."
Zu Haus wird in den drei Sprachen Russisch, Kasachisch und Deutsch gesprochen. Natalie, deren Muttersprache der Dialekt der Eltern ist, gesteht lachend, daß ihr Mann, der Deutsch in der Schule lernte, besser als sie mit deutschen Fachbüchern zurechtkommt. Und die Kinder lauschen neugierig jedem Gespräch, in welcher Sprache es auch geführt wird. „Wie soll man da bloß Geheimnisse vor ihnen bewahren?" seufzt der Vater. Uns scheint, eine sehr harmonische Ehe. Gesamtstaatlich trägt sie die höhere Verantwortung; im Sowchos ist er als Brigadier „Chef" der Arbeitsgruppenleiterin Natalie. Zwei Kinder wurden geboren: das Mädchen Shanargul und der Junge Arman. Weil ich weiß, daß kasachische Namen oft eine schöne Bedeutung haben, erkundige ich mich bei Vater Gasidulla und erfahre: „Unser Töchterchen heißt ‚Blume der Seele'. Und als sich unser Wunsch nach einem Sohn erfüllte, haben wir ihn ‚Traum' genannt. Zu Hause rufen ihn alle ‚Aljoscha'."
Und der Haushalt? „Ich glaube", sagt der Ehemann, „da habe ich mehr zu tun als mancher andere, wenn Natascha wegen ihrer Funktionen nicht zu Hause sein kann. Aber wir haben auch zwei liebe Omas."

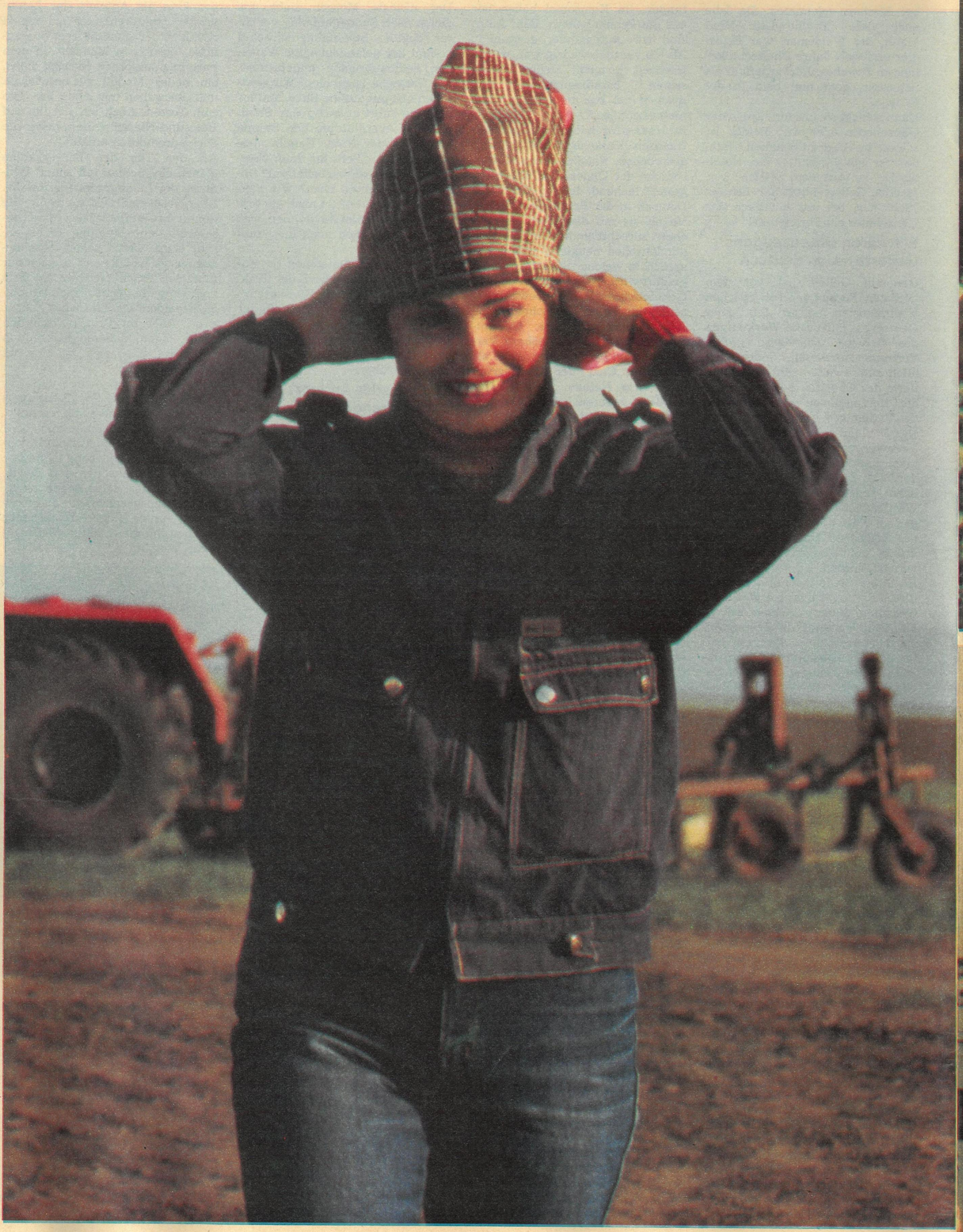
Wählerauftrag für die Deputierte Gellert

Der Spaziergang durchs Dorf zeigt, daß es auch allerhand Neues zu sehen gibt. Zweietagig steht ein moderner Kindergarten da, wenige Tage nur bis zur Einweihung. Es war ein Wählerauftrag an Natalie, sich um dieses Projekt zu kümmern. Sie hat ihn erfüllt. Bei der nächsten Wahl sagten die Dorfleute zu ihrer Kandidatin: Wir brauchen eine größere Schule! 1987 ist Baubeginn. Ungefähr vierhundert Dorfkinder werden dort lernen. Endlich ist dann Schluß mit dem Schichtunterricht.
Als wir zum Gellert-Bekeschewschen Haus kommen, toben dort Kinder auf der Dorfstraße. Natalie schnappt einen schwarzhaarigen Knirps, ihren Arman: „Wie bringst du es bloß fertig, der Schmutzigste von allen zu sein?" Das staubige Gesicht wird mit einem nach Mütterart angefeuchteten Taschentuch gereinigt, ein Schnürsenkel ordentlich gebunden – Arman ist wieder frei und stürmt davon. Zu uns aber wird seine Mutter recht prinzipiell: „So, für heute verabschieden wir uns. Es gibt allerlei zu tun, wobei ich allein sein muß wie jede Hausfrau." Zwei Stunden später hängt sie Wäsche im Hof ihres Hauses auf. Die kleine Shanargul hilft fleißig.
Der nächste Morgen sieht uns gleich nach Sonnenaufgang vor ihrer Hoftür. Staubfahnenwirbelnd kommt der geländegängige Wagen der Feldbaubrigade angeprescht, um Natascha abzuholen. Wir quetschen uns mit auf die Sitze, und los geht die Fahrt quersteppein. Staub und der Wermutduft der Steppe kitzeln in der Nase. Natalie aber stößt uns an: „Seht ihr denn überhaupt, woran wir vorbeifahren? Die bunten Wildenten eben? Wir nennen sie Ataiki. Wartet noch ein bißchen, dann werdet ihr staunen, was für ‚Geflügel' sich noch hier tummelt..."
Und in der Tat: Da stehen sie, unbeirrt vom Motorenlärm der Traktoren auf den Feldern. Hunderte rosafarbene Flamingos. Kopfunter fischen sie im salzigen Wasser des Steppensees. Ab und zu reckt sich ein schlanker Hals, ein Vogel äugt zu uns herüber.

Leningrader Antwort nach Urkendëu

Beim Brigadestützpunkt steht ein funkelnagelneuer Traktor, ein uns noch unbekannter Typ. Angekoppelt eine Maschine, die in einem einzigen Arbeitsgang den Boden lockert, Saatgut und Mineraldünger einbringt und abschließend den Acker walzt, ihn also schont.
Natalie Gellert: „Der neue Schlepper kam als Antwort der Leningrader Traktorenbauer auf meine Kritik an der Qualität ihrer Erzeugnisse, die ich in Moskau auf dem Parteitag aussprach. Sie sind dabei, ein neues Modell zu entwickeln und übergaben mir einen Prototyp zum Testen. Auch ich soll ihn auf Herz und Nieren prüfen, bevor die Serienproduktion anläuft."
An der Tür der Fahrerkabine glänzt ein Schild mit einer Widmung der Leningrader für Natalie. Aber das beeindruckt sie wenig. Sie nimmt ihre Aufgabe, sich ohne Umschweife eine Meinung zu bilden, sehr ernst: „Jetzt schon Abschließendes festzustellen, ist es nach nur fünfzehn Tagen zu früh. Er muß noch mehr zeigen, soll sich ein bißchen plagen, bis ich meine Zensur gebe. Aber im Prinzip kann ich schon sagen, daß die Konzeption der Konstrukteure gut ist. Man hat an vieles gedacht, was die Arbeit bequemer macht, nicht zuletzt für eine Traktoristin. Das Fahrerhaus ist klimatisiert und staubgeschützt. Radio hab ich drin, kann mich über UKW mit dem Feldstützpunkt verständigen. Die Federung ist besser. Breite Reifen schonen den Boden. Er ist leichter, seine Manövrierfähigkeit ausgezeichnet. 30 Pferde mehr unter der Motorhaube machen ihn gleichzeitig stärker als seine Vorgänger."

Zu Hause in der Küche: Natalie Gellert bereitet „Baursaki" zu. Derweil albert Vater Gasidulla mit den Kindern Arman und Shanargul herum (links). Schwiegermutter Alma Bekeschewa bäckt jede Woche vier Rundbrote – zwei für ihre und zwei für Nataschas Familie (rechts).



Ach herrje, ich werde ja lyrisch...

Rotes Kopftuch im Steppenwind

Natalie, heute in Jeans, bindet sich beim Weg zu ihrem Traktor ein Kopftuch um. Das inspiriert den Fotografen. Sie soll das im Steppenwind immer noch einmal wiederholen. Wie ein fröhliches Dorfmädchen hat sie regelrecht Spaß bei den Aufnahmen. Bis sie gewahr wird, daß ihre Kollegen von weitem zusehen. Da wird sie verlegen, macht aber tapfer weiter: Auch der Fotoreporter hat schließlich einen Arbeitsauftrag, den er erfüllen muß.

Dann in Windeseile zum Traktor! Jede Minute zählt. „Ein Tag kann ein ganzes Jahr ernähren!" ruft sie im Davoneilen. Die Zugmaschine bläst mit einem schwarzen Dieselwölkchen ihre Trägheit fort. Und für den Beobachter ist es eine Augenfreude, Natalie bei ihren schnellen und sicheren Fahrten zuzuschauen. Jede Furche ist etwa drei Kilometer lang.

Als die Sonne schon hoch steht, macht die Arbeitsgruppe Gellert Pause. Das Essen ist gekommen. Sie sitzen im Gras und lassen sich's munden: Natalie, ihre Brüder Woldemar und Eduard, fünf kasachische Traktoristen.

Einer von ihnen, Dasten Mussin, sagt mir: „Auf unsere Natascha lassen wir nichts kommen. Eine prima Kollegin. Ohne Lobhudelei: Sie ist die Beste von allen." Er erzählt mir auch von seiner Frau Umit, der Kindergärtnerin. Daß sie mit ihren Knirpsen bald in das neue Gebäude umzieht, für das die Abgeordnete Gellert gesorgt hat.

Zum Abend haben uns Natalie und ihr Mann, der Feldbaubrigadier Gasidulla, eingeladen. Freundliche Gastgeber. Nur als sie in der Küche „Baursaki" formt, die schmackhaften kasachischen Schmalzgebackenen, ist die Hausfrau kurz angebunden: „Männer haben in der Küche jetzt nichts zu suchen! Ab ins Wohnzimmer, aber sofort!"

Beim Tee dann. Ich rühre lange gedankenverloren in der Piale, bis die Trinkschale anfängt, zu klingen wie ein Glöckchen. „Mensch, was mach ich", erschrecke ich laut. „Das kann meine Frau gar nicht leiden..."

Und Gasidulla raunt mir zu: „Fürwahr, ein internationales Problem, dafür werde ich auch immer ausgeschimpft."

Ein bißchen Biographie

Wie wurde aus dem Mädchen Natascha Natalie Gellert? „Ich habe mich immer aktiv am gesellschaftlichen Leben beteiligt. In der Pionierorganisation, im Komsomol. Das war eigentlich die beste Schule für mich, bei der ich den Umgang mit Menschen, Sicherheit im Auftreten und beim freien Sprechen lernte, Verständnis für die Politik erwarb. Gern erinnere ich mich an die Zeit in der Komsomolzen-Agitationsbrigade. Wir waren ein paar ganz schön freche Mädchen und Jungen, vor denen sich die Murksarbeiter fürchteten..."

Sie wurde zu Komsomolkongressen Kasachstans und der UdSSR delegiert. 1973 bat sie um Aufnahme in die KPdSU. In der Versammlung, die darüber entschied, sagte sie zu den Genossen: „Ich will nicht hinterhergehen. Ehrlich sein, mit aller Kraft arbeiten. Immer so handeln, wie ich denke und rede."

Mit achtzehn wurde sie Volksvertreterin im Dorfsowjet. Es folgten immer verantwortungsvollere gesellschaftliche Aufträge. War die damit verbundene Arbeit erledigt, kehrte sie in ihr Dorf, in ihre Brigade, auf ihren Traktor zurück.

Mutter Gellert hat dazu diese Ansicht: „Warum die Natascha von allen so geachtet wird? Na, weil sie so fleißig und aufrichtig ist."

Genosse Gromyko half

Ihre Rede auf dem XXVII. Parteitag, der die Dreiunddreißigjährige als Kandidat ins Zentralkomitee der KPdSU wählte, hat sie sozusagen weltbekannt gemacht. „Davor hatte ich mächtiges Lampenfieber. Aber Genosse Gromyko, der an diesem Tage die Beratungen leitete, hat es mir leicht gemacht. Sonst kündigte er immer an: ‚Genosse Sowieso bereitet sich auf den nächsten Diskussionsbeitrag vor...' Ob er das bei mir vergessen hatte? Jedenfalls sagte er plötzlich: ‚Das Wort hat Genossin Gellert!' Ich mußte gleich ans Rednerpult...

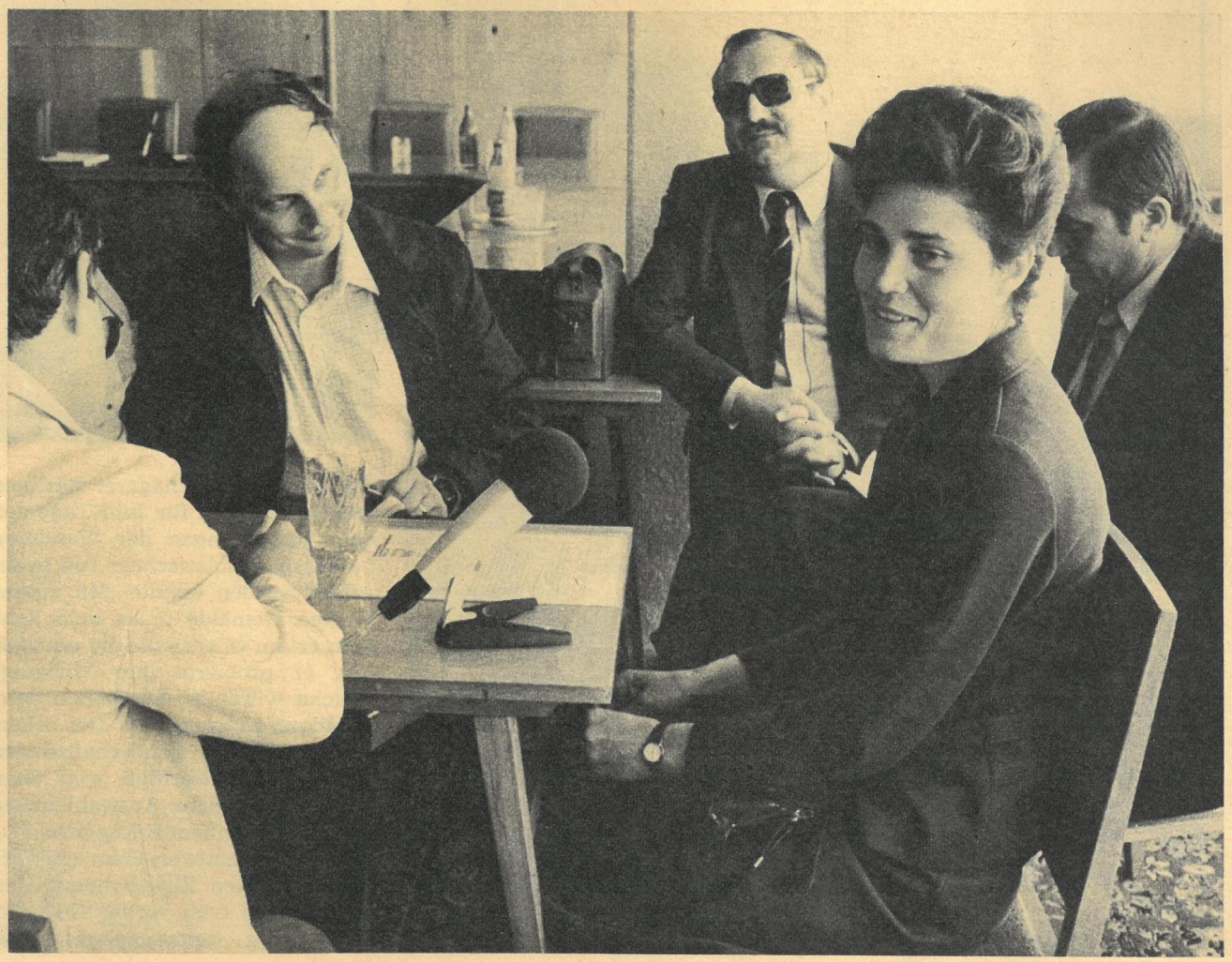
Wenn man mit einem eigenen Beitrag an einem solchen Ereignis mitgewirkt hat, bleiben nicht nur unvergeßliche Erinnerungen. Alles, was wir dort beraten und beschlossen haben, muß nun durchgesetzt werden. Mein Arbeitsplatz, an dem ich dafür kämpfe, ist die Landwirtschaft. Das Lebensmittelprogramm ist unsere vorrangige Aufgabe, die zusammengefaßt heißt: Das Wachstum der Agrarproduktion muß verdoppelt werden! Für uns Landleute bedeutet das – Wende zu intensiven Arbeitsmethoden, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse in kürzesten Fristen anzuwenden. Wir müssen zum Beispiel unsere hohen Verluste senken, die bei der Ernte, beim Transport und der Verarbeitung des Getreides unserem Land herbe Einbußen zufügen. Genosse Gorbatschow hat davon im Politischen Bericht gesprochen. Und davon, daß der informierte, interessierte Mensch die wichtigste Triebfeder des Fortschritts ist und bleibt. Die Schlußfolgerungen daraus überall verbreiten zu helfen, darin sehe ich meine politische Aufgabe."

Lange unterhalten wir uns über den Traktoristenberuf.

„Ich fühle dazu mehr, als ich sagen kann", beginnt Natalie.

„Als ich diesen Beruf wählte, wollte ich einfach mal versuchen, wie ein Mädchen ihn meistert. Und dann fand ich Geschmack daran. Wie man so sagt, beim Essen. Noch heute spüre ich eine unbändige Freude, wenn ich den Traktor starte und lenke. Natürlich ist das eine schwere Arbeit. Aber man sieht immer, was man geleistet hat. Sieht, wie es auf den Feldern wächst. Auf dem Feld bin ich mit der Natur auf du und du. Die Natur ist so schön, so verletzlich. Man muß gut mit ihr umgehen. Unser Sowchos soll 1986 mehr als 20 000 Tonnen Weizen an den Staat liefern. Das reicht ein Jahr für die Stadt Zelinograd, in der eine Viertelmillion Menschen leben. Auch hier in Urkendëu müssen wir deshalb verstärkt intensive Methoden der Bodenbearbeitung und Getreidekultur anwenden. Besonders im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, Millionen wilder Tulpen die Steppe in ein rotes Meer verwandeln, wenn es nach frischer Erde duftet und sich alle Lebewesen freuen, bin ich restlos zufrieden mit meinem Dasein.

Ach herrje, ich werde ja lyrisch", unterbricht sie sich kurz. „Wenn die Lerchen ihr Lied anstimmen, ist die Zeit gekommen, aufs Feld zu fahren. Die Lerchen geben uns stets das Startsignal für ein neues Jahr voller Arbeit."

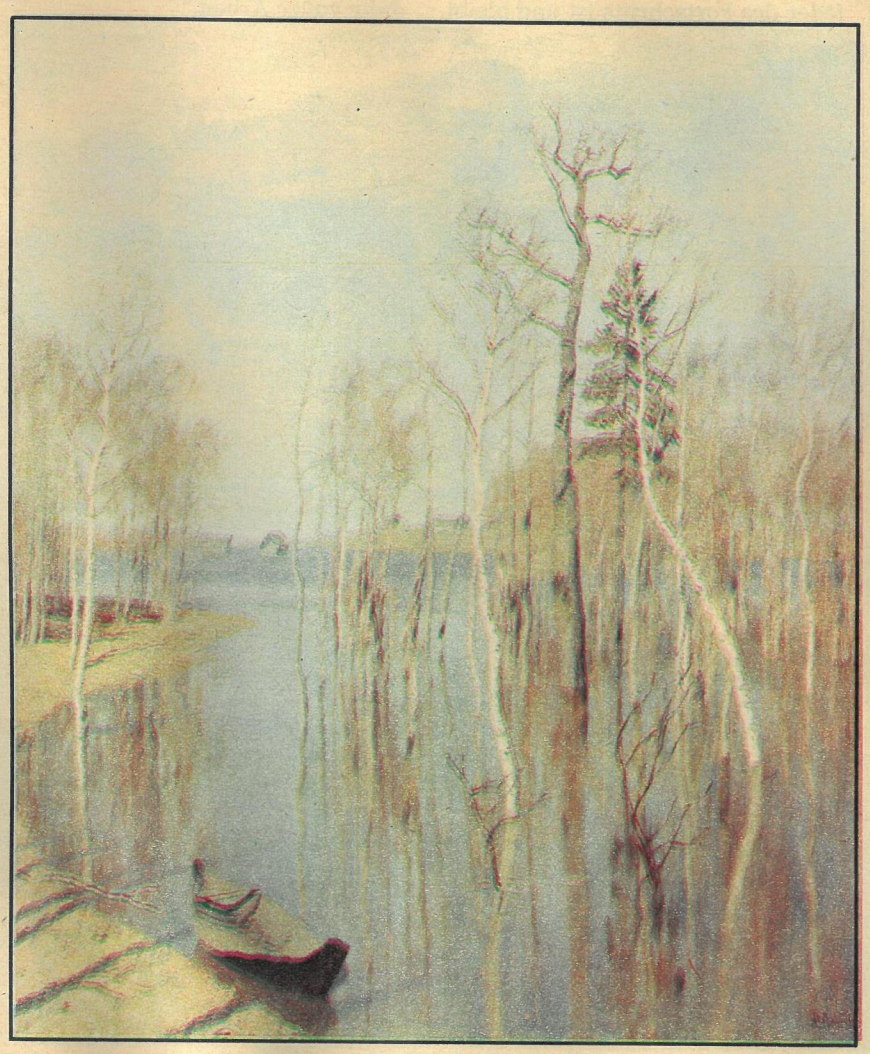


Als eine Gruppe ausländicher Korrespondenten das Neuland und Zelinograd besuchte, blieb Natalie Gellert lange nach Schluß einer Pressekonferenz umringt von den Reportern. Jeder hatte noch eine Frage...

1860 geboren in Kibarty
Schüler der bedeutenden Landschafter Sawrassow und Polenow
Mitglied der Genossenschaft zur Veranstaltung von Wanderausstellungen
Gehört zu den berühmtesten und beliebtesten Landschaftsmalern des russischen Realismus des 19. Jahrhunderts
1900 gestorben in Moskau

Die Poesie auf der Palette

Der Meister und sein Werk in der Tretjakow-Galerie (3):
Isaak Iljitsch Lewitan



Ein schlanker, ja hagerer Bärtiger war es, der Jahr für Jahr Tage vor den Ausstellungen der Wanderer bei emsig-grüblerischem Tun beobachtet werden konnte. Mit einem Packen Gemälde unter dem Arm kam er an, er verteilte sie um sich her, er probierte ihre Wirkung. Welche würde er schließlich dem Publikum präsentieren? Der schon anerkannte Landschaftsmaler Isaak Lewitan verfügte stets über eine umfangreiche Auswahl neuer Werke. Vor seinem Erfolg beim Publikum aber hatte er, Sohn eines armen jüdischen Eisenbahners, der seine Eltern früh verlor, Not und Entbehrung kennengelernt. Die Folgen der schweren Jugend werden seinem Leben schon mit vierzig Jahren ein Ende setzen. Die Räume der Moskauer Fachschule für Malerei, Bildhauerei und Architektur waren oft das einzige Nachtquartier des jungen Kunststudenten, und drei Kopeken mußten manchen Tag fürs Essen reichen.

An der Schule entdeckte ihn Pawel Tretjakow. Ihm war darum zu tun, nicht nur Werke bekannter Künstler zu erwerben, sondern auch junge Talente zu fördern. Tretjakow irrte fast nie in der Einschätzung von Begabungen, so auch nicht in der Lewitans. Er kaufte das Gemälde „Herbsttag. Sokolniki“ des

neunzehnjährigen Studenten für seine Galerie, später die Hauptwerke des Meisters der Landschaftsmalerei, die in wenigen, aber fruchtbaren Schaffensjahren entstanden.

Die Gegend um Moskau, vor allem aber das Wolgagebiet bei Pljos, waren in den achtziger und neunziger Jahren die von Lewitan bevorzugten Orte. Hier suchte er seine Motive. Oft finden wir Züge von Schwermut und Traurigkeit in seinen Arbeiten, Äußerungen des Künstlers zur komplizierten Lage im Rußland seiner Zeit. Die Gemälde, die wir hier vorstellen, atmen einen anderen Geist. Zufall, daß der berühmte „Goldene Herbst" Lewitans und Kassatkins „Bergarbeiter. Schichtwechsel" 1896 gemeinsam auf der 24. Wanderausstellung gezeigt wurden; gesetzmäßig jedoch, daß sich in beiden neue Züge der realistischen russischen Malerei offenbarten. Kassatkin erzählt vom Leben einer neuen, aufstrebenden Klasse, der Arbeiterklasse, Lewitan besingt nun Schönheiten der russischen Natur. Aus den unendlichen Birkenwäldern wählt er einen kleinen, für den Betrachter faßbaren Ausschnitt. Das herbstlich goldene Laub vor blauem Himmel, von Sonne durchleuchtet und gespiegelt im klaren Gewässer, stimmt heiter und verbannt jede Schwermut. Eben diese Reinheit, Klarheit und Ursprünglichkeit kehrt ein Jahr später in Lewitans Bild „Frühling. Hochwasser" wieder. Ein inniges Verhältnis zur Natur, das wir in der russischen Landschaftsmalerei von Sawrassow über Lewitan bis zu Grabar im zwanzigsten Jahrhundert finden, erhält hier eine Symbolkraft, die in schweren zaristischen Zeiten oftmals Offenbarung für den Betrachter war, Mut und eine neue Sicht auf das Leben gab.

Gerhard Hallmann

Reproduktionen und Foto: VEB E. A. Seemann, Tretjakow-Galerie

„Goldener Herbst" (1895, oben) und „Frühling. Hochwasser" (1897, links) sind heitere Landschaften, die eine Periode schwermütiger Malerei in Lewitans Schaffen ablösten. Zustände des Individuums und der Gesellschaft, umgesetzt in wehmütige oder zuversichtliche Bilder von poetischer Kraft, sind in alle seine Werke eingeflossen.

Shanghai-

Stadt der Superlative

An der Waibaidu-Brücke, die sich über den Wusung-Fluß (Foto oben) spannt, beginnt das Geschäftszentrum von Shanghai, der Stadt, die etwa in der Mitte der langen Küstenlinie der Volksrepublik China liegt. Dort, wo dieser Wasserlauf in den Huanpo mündet, nimmt die Zhongshan Donglu, die Uferstraße und Wasserfront, ihren Anfang. Auf sie stößt die Nanjing Donglu, eine fünf Kilometer lange Einkaufsstraße, wo sich in schier endloser Folge Geschäfte, Kaufhäuser und Restaurants aneinanderreihen. Dicht gedrängt zieht ein nicht abreißender Strom von Menschen. Busse und Autos kommen im Herzen der Zwölf-Millionen-Stadt oft nur im Schrittempo voran.

Wer nach Shanghai kommt, versäumt nicht, in dem Viertel zwischen der Nanjing Donglu und der Huaihai Donglu, die durch ein dichtes Netz kreuz und quer verlaufender Straßen miteinander verbunden sind, einen Einkaufsbummel zu machen. Das Angebot ist reichlich und von guter Qualität. Waren „made in Shanghai" gelten als Spitzenprodukte im Lande. Dies trifft für Textilien, Haushaltselektronik und auch andere Waren des täglichen Bedarfs zu. Vierzig Prozent aller Konsumgüter, die in der Volksrepublik China hergestellt werden, entstehen hier.

Die dichtbesiedeltste Stadt im Reich der Mitte ist das größte Industriezentrum des Landes und kann stolz auf die höchsten Zuwachsraten in der Wirtschaft des Landes verweisen. Shanghai

sorgt für ein Sechstel des Nationaleinkommens, in seinen Fabriken ist die Produktivität viermal so hoch wie im Landesdurchschnitt. Sein Konto: ein Viertel des chinesischen Außenhandels. Am Huangpo, einem Nebenfluß der nicht weit entfernten Mündung des Changjiang (Jangtsekiang) befindet sich der größte Hafen des Landes: Mehr als 22 000 Schiffe gehen hier jährlich vor Anker, über 100 Millionen Tonnen Güter werden in diesem Zeitraum umgeschlagen. Obwohl es bereits rund 100 Ankerplätze gibt, soll Chinas größtes Tor zur Welt weiter wachsen. Gegenwärtig entsteht am Huangpo ein riesiger Containerterminal. Erweitert werden auch die Werften, von denen bereits die Hälfte aller im Lande gebauten Schiffe vom Stapel läuft.

Nirgendwo in China sind so viele Wissenschaftler konzentriert wie in Shanghai, dem Standort von mehr als 50 Universitäten und Hochschulen sowie über 200 weiteren Forschungsstätten. Auch dieses Potential soll garantieren, daß die Industriemetropole künftig ein Schrittmacher für die Modernisierung ist. In dem 1986 begonnenen Fünfjahrplan werden vor allem Mikroelektronik, Biotechnik, Laser und Roboter sowie Anlagen für die Erdölerkundung im Meer entwickelt.

Shanghai ist eine Stadt der Superlative und will es bleiben.

Horst Szeponik (Text)
Lotti Ortner (Fotos)

Im nächsten Heft:

Leinen los!

Premiere der neuen Fährverbindung Mukran–Klaipeda. FREIE WELT dokumentiert in Wort und Bild den Werdegang und die Bedeutung dieses deutsch-sowjetischen Integrationsprojektes.

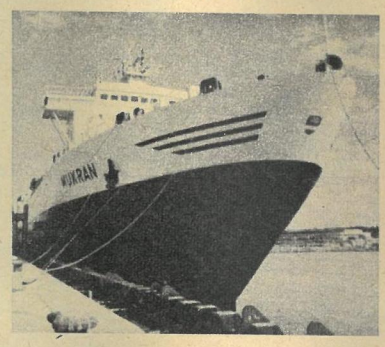


Foto: D. Christel

Laserbaby

Sterilen Frauen kann geholfen werden. Mit Laserstrahlen korrigiert man heute in der Charité Eileiterverschlüsse. Mütter gebären danach gesunde Babys.

Motoristik

Oldtimer zum Anfassen: In Riga fand zum 100. Jubiläum des Autos ein Veteranentreffen statt.

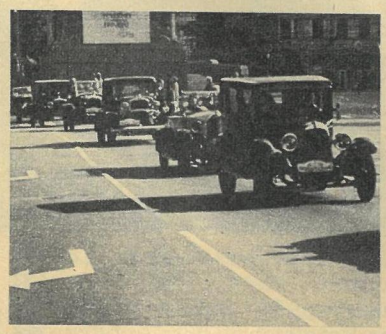


Foto: E. Kittler

Der „Aufsteigende" im Park der UNO,

das Buchenwald-Mahnmal – in vielen Ländern bekannt und geachtet sind die großen Bildwerke Fritz Cremers, zu dessen 80. Geburtstag am 22. 10. 1986 FREIE WELT Selbstzeugnisse und Zeichnungen des hochverdienten Künstlers vorstellt.

Märchen

Neue Rücktitelserie für Kinder und alle, die jung geblieben sind: Märchen der kleinen Völkerschaften der UdSSR zum Sammeln.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Korallen vor Kuba (8. u. Schluß)

KAKTUSKORALLEN

Mit diesen besonders schönen Korallenformen endet die Reihe unserer Bildbeispiele. Selbstverständlich kein Vergleich zu dem Anblick, den kubanische „Riffgärten“ dem Taucher bieten, selbst wenn er nur mit Maske und Schnorchel nahe der Oberfläche bleibt.
Wie bewegt man sich unter Wasser? Mit einem Wort: achtsam und vorsichtig-zurückhaltend. – Man scheucht und erschreckt die Meeresbewohner nicht. Wir beobachten, fotografieren, filmen, aber sind nicht darauf aus, zu töten und zu plündern. Andenken und Schaustücke werden in reicher Auswahl geboten – allerdings als abgestorbene Exemplare. Korallenskelette und Seeigelhüllen, Muschelschalen und Schneckengehäuse hat das Meer für uns schon gut in seinem Spülsaum ausgewaschen.

Die kubanischen Behörden wenden den Riffbereichen große Aufmerksamkeit zu, ganze Abschnitte der Küste wurden zu Naturschutzgebieten erklärt. In Kuba, dem ersten sozialistischen Land Amerikas, denkt niemand an solche „Vermarktung“ von Naturreichtümern. Die Riffe hier sind noch voller Leben – im Gegensatz zu anderen Regionen, wo wertvollste Korallen systematisch abgeschlagen, die Gewässer mit Harpunen von größeren Fischen leergeschossen werden durch „Sportjäger“, deren Beute in der Sonne verfault. Hier finden keine Schaustellungen für den Nervenkitzel von Spitzenverdienern statt wie die in Mode gekommenen „Unterwasserspaziergänge mit der Fütterung von Menschenhaien“.
Korallenriffe – ein kostbares Erbe langwährender Entwicklungsgeschichte. Im Tropengürtel der Erde entstanden sie auf einer Fläche, die etwa einem Drittel der Weltmeere entspricht, durch das unermüdliche Wirken von Myriaden Polypentierchen. Über der Wasseroberfläche bildeten sich Inseln und Atolle mit immergrünen Wäldern und Palmenhainen. Der mögliche Nutzen allein einer sinnvollen Plantagenwirtschaft und der massenweisen Züchtung von Fischen, Krebsen, Muscheln, Seeschildkröten ist heute noch kaum abzuschätzen. Dafür aber muß dieser Lebensraum bewahrt bleiben vor Profitjagd, Militarisierung in Form von Stützpunkten und Zerstörungen durch Unkenntnis der Natur.

Text und Fotos: Dr. D. Kühlmann, Redaktion: H. Frosch

Oben: Flache Faltenkoralle, Mycetophyllia ferox WELLS, 1971; in leicht bewegtem, klarem Wasser bildet sie diskusförmige Kolonien. Unten: Wegen der stachligen Struktur ihrer Skelette ebenfalls den Kaktuskorallen zugerechnet, weisen die attraktiven Großsternkorallen (Scolymia) eine Besonderheit auf, die sie von allen Verwandten unterscheidet. Es werden ausschließlich Einzelpolypen gebildet, die im Dämmern größerer Tiefen, bis 60 m, auf felsigen Steilhängen einen Durchmesser von mehr als zehn Zentimetern erreichen (demgegenüber erscheinen Tiere eines Polypenstocks dem bloßen Auge nur wie feine Härchen). Das Foto zeigt ein rötlich ausgefärbtes Exemplar, umgeben von sogenannten Stummelkorallen, die in gleicher Weise solitär (einzeln) im Umkreis der Karibischen Inseln leben.

UNSERE FRAGE: Bis zu welcher Meerestiefe kommen Korallentiere (auch Aktinien, Seefedern) in den Weltmeeren vor, bis 3500 m (A), bis 7000 m (B) oder bis 11 000 m (C)? – Ihre Antwort bitte auf Postkarte mit der Marke „Korallen (8)“ bis 14. Oktober an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung Heft 22/86.